



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Es erklärt sICH nicht von SELBST“

Psychoanalytisch-pädagogische Überlegungen zu den
Schriften Günther Bittners

Verfasserin

Helene Bachler

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 297

Studienrichtung lt. Studienblatt: Pädagogik

Betreuerin / Betreuer: Ao. Univ.-Prof. Dr. Wilfried Datler

1. Einleitung	4
<i>1.1 Problematik und Ausgangsvermutungen</i>	5
<i>1.2 Forschungsstand und disziplinäre Anbindung</i>	6
<i>1.3 Forschungsfrage und weiterführende Fragen</i>	8
<i>1.4 Forschungslücke</i>	9
<i>1.5 Methodenwahl</i>	10
2. Das Ich und das Selbst in der psychoanalytischen Theorie	12
<i>2.1 Sigmund Freud über das Ich und das Selbst</i>	13
<i>2.2 Carl Gustav Jung über das Ich und das Selbst</i>	17
<i>2.3 Die Genese der Begriffe Ich und Selbst</i>	22
<i>2.4 Resümee</i>	32
3. Explikation der Forschungsmethode	34
<i>3.1 Die Hermeneutik</i>	34
3.1.1 Geschichte und Grundbegriffe der Hermeneutik in der Geisteswissenschaft	34
<i>3.2 Methodische Vorgehensweise</i>	37
3.2.1 Strukturelle Fragen an den Text	37
3.2.2 Interpretationstechniken	37
3.2.3 Methodische Grundsätze hermeneutischer Interpretation	40
3.2.4 Der hermeneutische Zirkel	43
<i>3.3 Forschungslayout</i>	44
3.3.1 Gliederung des empirischen Teils	45
<i>3.4 Resümee</i>	46
4. Empirieteil – Die texthermeneutische Erarbeitung der Publikationen Günther Bittners	47
<i>4.1 Zum Autor</i>	47
<i>4.2 Publikationen 1974-1979</i>	48
4.2.1 Resümee	55

<i>4.3 Publikationen 1981-1988</i>	<i>57</i>
4.3.1 Resümee	62
<i>4.4 Publikationen 1992-1998</i>	<i>64</i>
4.4.1 Resümee	79
<i>4.5 Publikationen 2001-2011</i>	<i>83</i>
4.5.1 Resümee	92
5. Conclusio	96
6. Literaturverzeichnis	102
<i>6.1 Abbildungsverzeichnis</i>	<i>107</i>
I Abstract	108
II Curriculum Vitae	109

1. Einleitung

In dieser Diplomarbeit setze ich mich mit dem Ich- und dem Selbst-Begriff in den Schriften Günther Bittners und deren Bedeutung für die pädagogische Theorie auseinander. Die Überlegungen zur Themenfindung meiner Diplomarbeit kreisten ursprünglich um den Begriff des „Selbst“. Zum einen handelt es sich bei diesem um einen Alltagsbegriff, der in unser Menschen- und Weltbild Eingang gefunden hat, zum anderen wird er auch in der Wissenschaftssprache häufig benutzt. Sieht man jedoch genauer hin, so lässt sich feststellen, dass die aktuelle psychoanalytische und pädagogische Literatur keine einheitliche Definition des Selbst-Begriffes bereitstellt. Durch die Literaturrecherche rückte allmählich auch der Begriff „Ich“ in Zusammenhang mit dem Selbst-Begriff in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Weitere Begriffe wie Subjekt, Subjektivität, Individuum, Identität und viele mehr werden, wenn man ein Nachdenken über den Menschen anstrebt, ebenfalls in der Literatur verwendet, jedoch erscheinen mir das Ich und das Selbst als der Ursprung aller weiteren Begriffe. Warum ich diese Termini ins Zentrum der vorliegenden Arbeit stelle, lässt sich damit beantworten, dass „die Schwierigkeit darin liegt, dass dieses ‚Ich selbst‘, das erkannt werden soll, zu sehr im Schatten liegt, zu unauffällig ist, um überhaupt Aufmerksamkeit auf sich zu lenken“ (Bittner 1977, 7).

Im Laufe meines Studiums bin ich immer wieder auf diese beiden Begriffe gestoßen. Durch die Wahl meines Schwerpunktes, der Psychoanalytischen Pädagogik, bin ich in der glücklichen Lage, mir diese Begriffe aus zwei Blickwinkeln ansehen zu können und ihnen die Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, die sie aus ihrem Schattendasein befreit.

Bei meinen ersten Überlegungen bezüglich der beiden Begriffe erhob sich zunächst die Frage, warum eine differenzierte Auseinandersetzung mit psychoanalytischen Theorien über das Ich und das Selbst für die Pädagogik überhaupt von Nutzen sein könnte. Des Weiteren wollte ich mir ansehen, inwiefern sich die Psychoanalytische Pädagogik mit diesen Begriffen auseinandersetzt und wie lange sie schon in der psychoanalytischen Theorie vorhanden sind. Schnell wurde deutlich, dass diese Thematik keine einfache sein wird, da sich bereits bei der ersten Sichtung der Literatur starke Abweichungen in der Begriffsverwendung zeigten. Dies weckte in mir den Ehrgeiz, mich noch differenzierter mit dem Ich und dem Selbst zu befassen und möglicherweise ein Stück Ordnung in das Chaos zu bringen.

1.1 Problematik und Ausgangsvermutungen

Durch die Einarbeitung in die Welt des Ich- und Selbst-Begriffes stellte sich allmählich die Erkenntnis ein, dass es mannigfache Theorien, Definitionen und Konzepte dazu gibt. Die Komplexität des Themas wurde bald zu einem Problem, da die Gefahr bestand, „den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr zu sehen“. Die Eingrenzung des großen Themenfeldes erwies sich als unabdingbar.

In Absprache mit meinem Diplomarbeitsbetreuer Wilfried Datler wurde entschieden, dass der empirische Teil der Diplomarbeit sich ausschließlich mit den Schriften eines Autors – nämlich mit jenen Günther Bittners – befassen wird. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen auf der Pädagogik der Lebensalter, der pädagogischen Biographieforschung und den Grundfragen der Psychoanalyse. Da er ein zeitgenössischer Autor ist, kann der Anspruch auf Aktualität des Themas erfüllt werden. Des Weiteren ist er ein Vertreter der Psychoanalytischen Pädagogik und beschäftigt sich unter anderem auch mit dem Spannungsfeld zwischen Pädagogik und Psychoanalyse.

Günther Bittner hat sich in seinen zahlreichen Werken häufig mit den Begriffen Ich und Selbst beschäftigt und diese weiterentwickelt. Durch das Hauptaugenmerk auf diesen einen Autor wird es eine starke Eingrenzung der Literatur geben, da ausschließlich Werke herangezogen werden, in denen sich Günther Bittner mit dieser Thematik auseinandergesetzt hat. Aus diesem Grund wird es allerdings notwendig sein, das theoretische Hintergrundwissen – also die Genese der Begriffe – sehr ausführlich zu gestalten, um den Lesern das Anknüpfen an Bittners Theorien möglich zu machen.

Dies soll in Kapitel 2 durch einen historischen Abriss der Begriffsentwicklung in der psychoanalytischen Theorie gewährleistet werden. Die dort angeführten Autoren sind keinesfalls willkürlich ausgewählt worden, sondern stellen Bittners Anknüpfungspunkte für seine eigenen Theorien dar und bilden somit das Fundament, den theoretischen Hintergrund, auf dem basierend der empirische Teil meiner Arbeit anschließen wird. Die Wahl der Werke Bittners brachte eine erfreuliche Komponente mit sich, da er nach wie vor wissenschaftlich tätig ist, immer noch publiziert und seine Theorien somit als sehr aktuell angesehen werden können. Dies stellt für mich ein gutes Bindeglied zur Einbettung meiner Arbeit in den aktuellen wissenschaftlichen Diskurs dar.

Wie eingangs skizziert, wurde durch die Recherchearbeit deutlich, dass die Begriffe Ich und Selbst nicht eindeutig verwendet werden, sondern erhebliche Unterschiede in ihrer Bedeutung aufweisen. Worin diese Unterschiede liegen, wurde zur neuen Leseherausforderung. Es zeichnete sich ab, dass sehr genaues Lesen vonnöten ist, um die feinen Unterschiede bzw. die Abgrenzung zwischen diesen Begriffen herauszuarbeiten. Dadurch ließen sich folgende Merkmale der Begriffe als Ausgangsvermutungen herausfiltern:

Die Begriffe Ich und Selbst werden in der psychoanalytischen Literatur uneinheitlich verwendet.

Die Begriffe Ich und Selbst sind nicht eindeutig voneinander abgrenzbar.

Das Ich und das Selbst werden als Teil einer Person angesehen.

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass die Begriffe Ich und Selbst in der psychoanalytischen Theorie zu jeder Zeit essenziell waren und es immer noch sind. Die Herausforderung hierbei ist es herauszufinden, inwiefern diverse Konzeptionen des Ich und Selbst auch in der Psychoanalytischen Pädagogik verankert sind und wie mit diesen umgegangen wird.

1.2 Forschungsstand und disziplinäre Anbindung

Vor allem im Bereich der Psychoanalyse fällt die bislang erfolgte Forschung zu diesen Begriffen sehr umfangreich aus, weshalb hier vermerkt werden soll, dass der historische Theorieabriss in Kapitel 2 zwar keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, jedoch als Basis und notwendiges Vorverständnis für die Beschäftigung mit Günther Bittners Schriften unabdingbar ist. Wie eingangs bereits erwähnt, werden ausschließlich Autoren herangezogen, die Günther Bittner in seinen Werken rezipiert.

Die Verknüpfung der Forschungserkenntnisse der Psychoanalyse mit jenen der Pädagogik ist jedoch nicht ausreichend gegeben. Diese Verbindung zwischen der psychoanalytischen Theorie und der Pädagogik versucht eben Bittner sowohl in seinen älteren als auch in den aktuellen Forschungsarbeiten zu leisten. Laut Datler ist es unter anderem den Bemühungen Günther Bittners zu verdanken, dass es eine Psychoanalytische Pädagogik, wie wir sie heute kennen, überhaupt noch gibt (Datler 2005, 73).

Datler skizzierte 2005 in seiner Habilitationsschrift „Bilden und Heilen“ kurz den Werde- und Gedankengang Bittners bezüglich der Psychoanalytischen Pädagogik. Bittner absolvierte zwischen 1962 und 1966 eine psychoanalytische Weiterbildung in Stuttgart und war bereits ab 1961 als Assistent an der Universität Tübingen intensiv darum bemüht, Psychoanalyse in diverse pädagogische Arbeitszusammenhänge einzubinden (ebd.). Er war davon überzeugt, dass es möglich ist, „in unterschiedlichen pädagogischen ‚Handlungsfeldern‘ nach psychoanalytischen Gesichtspunkten zu arbeiten“ (ebd., 81; Hervorh. i. Orig.). Er meinte, dass die Pädagogik den geistigen Entwicklungen ihrer Zeit hinterherhinke, und so sieht er auch die Psychoanalytische Pädagogik als „lahme Ente“ am Schwanzende des Geleitzugs der Psychoanalyse verortet (Bittner 1992, 26).

Um 1978 begab sich Bittner auf die Suche nach einem Brückenschlag zwischen der Psychoanalyse und der Pädagogik, er wollte etwas, das er in der Psychoanalyse gelernt hatte, in die wissenschaftliche Pädagogik einbringen und wurde bei Felix Schottlaender fündig, der in Kapitel 2 noch näher behandelt wird. Bei ihm las er, dass sich der Pädagoge für die menschlichen Lebensschicksale in ihrer Komplexität interessieren solle, und dachte sich, dass er genau das an die Pädagogen weitergeben wolle (Bittner 2011, 135). Daher konzipierte er eine psychoanalytisch-pädagogische Forschung, die weniger um objektive Zusammenhänge zwischen bestimmten Sozialisationsfaktoren einerseits und bestimmten individuellen Verhaltensmerkmalen andererseits bemüht ist, sondern in der es vielmehr um die subjektive Form, in der Menschen ihre Welt erleben und sich mit ihr auseinandersetzen, geht (Fröhlich, Göppel 1992, 8). Zu erfahren, wie ein Mensch sein Leben lebt, welche Umstände oder Einwirkungen ihn zu dem gemacht haben, der er ist, welche Erfahrungen, Beziehungen und Kontakte seinem Charakter Form gegeben haben und letztendlich wie er sich selbst sieht – all dies gehört zu den Interessen der Pädagogik, der Psychoanalyse und natürlich auch der Psychoanalytischen Pädagogik. Die Auseinandersetzung mit dem subjektiven Leben und der Welt eines Menschen mag leicht erscheinen, jedoch ist sogar die Basis dieses Lebens, welche das Subjekt, das Ich, das Selbst eines Menschen darstellt, nur schwer auszumachen.

„Was meinen wir, wenn wir von einem individuellen Subjekt sprechen – meinen wir ein kleingeschriebenes oder ein großgeschriebenes ‚Ich‘, meinen wir ein ‚Ich‘ oder ein ‚Selbst‘, ein ‚I‘ oder ein ‚Ego‘, ein ‚Me‘ oder ein ‚Self‘, eine ‚persona‘ oder eine ‚Person‘? Gibt es nur ein ‚Ich‘ und ein ‚Selbst‘ oder mehrere? Ist das ‚Ich‘ immer ein bewusstes oder gibt es auch ein ‚unbewusstes Ich‘? Ist das Subjekt oder Ich von Anfang an gegeben oder bildet es sich erst allmählich heraus und wie entwickelt es sich?“ (Schulze 2010, 65; Hervorh. i. Orig.).

Dieses Zitat von Schulze veranschaulicht die Begriffsvielfalt, die verwendet wird wenn vom Menschen als Subjekt gesprochen wird. Darüber hinaus kann davon ausgegangen werden, dass auch in der Pädagogik und Psychoanalytischen Pädagogik die Begriffe Ich und Selbst unscharf und nicht eindeutig von einander abgegrenzt, sondern mehr oder weniger synonym bzw. unreflektiert verwendet werden. Um für diese uneindeutige Begriffsverwendung ein höheres Maß an Klarheit zu erlangen stellt die Psychoanalyse ein breites Spektrum an Theorien und Konzepte betreffend die Begriffe Ich und Selbst bereit, die in weiterer Folge auch der Begriffsuneindeutigkeit innerhalb der Psychoanalytische Pädagogik und Pädagogik Abhilfe leisten können. Günther Bittner wusste um die Wichtigkeit der psychoanalytischen Theorien für die Pädagogik und war aus diesem Grund immer darum bemüht, das Wissen, das die Psychoanalyse bereitstellt an die Pädagogik heranzutragen. Seinem Bestreben, die Inhalte der Psychoanalyse (zunächst) in die wissenschaftliche Pädagogik einzubringen, verdankt die Psychoanalytische Pädagogik als universitäre Disziplin ihren zweiten Frühling (Datler 2005, 73).

1.3 Forschungsfrage und weiterführende Fragen

In der Zusammenschau des Forschungsstandes und beziehend auf Günther Bittner ergibt sich nun folgende leitende Fragestellung:

Welche Abgrenzung erfahren die Begriffe Ich und Selbst bei Günther Bittner und welche Bedeutung haben diese Begriffe in Bittners pädagogischer Theorie?

Ausgehend von der Annahme, dass Günther Bittner die Begriffe Ich und Selbst nicht völlig voneinander abgrenzen, aber einzeln ansprechen wird, ergeben sich weitere Fragen:

Welche Entwicklung erfahren die Begriffe bei Günther Bittner?

Wie argumentiert Bittner die Unterschiede zwischen den Begriffen Ich und Selbst?

In welchem Verhältnis sieht Günther Bittner die Begriffe des Selbst und des Ich verortet?

Welchen Nutzen sieht Bittner in einem Verständnis der Begriffe Ich und Selbst für die Psychoanalytische Pädagogik?

1.4 Forschungslücke

In den Lehrbüchern zählen Ich-Psychologie und Selbst-Psychologie zu den großen Praxen der Psychoanalyse und stellen eigene Kategorien der Disziplin dar. Diese Begriffe werden auch in der psychanalytisch-pädagogischen Literatur verwendet, und wenn sich bestätigt, was ich vermute, nämlich dass auch in diesem Bereich die Uneindeutigkeit der Begriffsverwendung vorherrschend ist, dann liegt der Sinn dieser Arbeit darin, dass Maß an Klarheit zu erhöhen.

Die Autoren, die sich um eine klare Begriffsbestimmung bemühen, sind sehr zahlreich und überdies nicht primär der Bildungswissenschaft zuzuordnen. Unter den Bildungswissenschaftlern ist es eben Günther Bittner, der sich mit den Theorien zum Ich und Selbst eingehend auseinandersetzt und mein Anliegen ist es, die Entwicklung und Konzeption eben jener Begriffe bei Bittner strukturgebend zu analysieren.

Der unreflektierte Gebrauch und die uneinheitliche Verwendung der Begriffe des Ich und Selbst regte mich zum Denken an, Grund genug, um mich in die psychoanalytischen, teils auch pädagogischen Theorien zu diesem Thema einzulesen. Dies war anfangs einfacher gedacht, als es sich im Anschluss gestaltet hat.

Freud war meinen Erkenntnissen zufolge der erste Psychoanalytiker, der sich eingehend dem Ich-Begriff gewidmet hat. Er sah die Person als etwas Ganzes und hat diese mit „Ich-Selbst“ beschrieben. Später, um 1923, wird das Ich vor allem mit seinem Instanzenmodell in Verbindung gebracht, jedoch ist jenes Ich, das er im Strukturmodell beschreibt, nicht mit dem gleichzusetzen, das mit „Ich-Selbst“ gemeint ist. Nach Freud fragte man sich, wie die ganze Person zu nennen sei, und so kam zum Beispiel bei Carl Gustav Jung der Begriff Selbst ins Spiel. Folglich spalteten sich die weiteren Theorien in Theorien über das Ich oder über das Selbst, manchmal sogar über beide ab. Es traten erhebliche Unterschiede zutage, die in einer Uneindeutigkeit der beiden Begriffe mündeten.

Warum der Autor Günther Bittner gewählt wurde, lässt sich damit argumentieren, dass er sich für die Fundierung seiner Begriffsdefinitionen vom Ich und Selbst an vielen psychoanalytischen, theologischen, sprachwissenschaftlichen und philosophischen Theorien diverser Autoren abgearbeitet hat, um seine eigene Auslegung dieser Begriffe vorzulegen. Im Vergleich dazu hat zum Beispiel Werner Sesink (2002), der die Begriffe Ich und Selbst ebenso mit der Pädagogik verknüpft, sich dabei aber nur auf die Schriften von Winnicott bezogen.

Der breitere Ansatz von Bittner erscheint mir allerdings geeigneter, um ein umfassenderes Bild von diesen Begriffen zu bekommen. Ich hoffe, bei ihm fündig zu werden und eine Antwort darauf zu erhalten, wie, warum und unter welchen Aspekten er die Begriffe Ich und Selbst verwendet. Durch das Erarbeiten einer groben Theorieübersicht und die Beantwortung der Frage, was Günther Bittner unter den Begriffen Ich und Selbst versteht und wie er seine Theorien diesbezüglich argumentiert, beabsichtige ich, die Begriffsentwicklung und -veränderung bei Bittner nachzuzeichnen.

An dieser Stelle muss darüber nachgedacht werden, welche wissenschaftliche Methode sich am besten dazu eignet, die Fragestellung(en) zu beantworten und die Forschungslücke zu bedienen. Am sinnvollsten erscheint mir hierbei eine hermeneutische Herangehensweise. Warum ich mich für die Hermeneutik entschieden habe, wird nun kurz erläutert. Was die Hermeneutik ist und wie meine wissenschaftliche Vorgehensweise aussieht, soll Kapitel 3 aufzeigen.

1.5 Methodenwahl

Durch die vorangegangenen Überlegungen und die Formulierung der leitenden Forschungsfrage ergab sich die Wahl der Methodik: Ich werde in meiner Diplomarbeit hermeneutisch arbeiten.

Die Hermeneutik wird als Kunst des Umgangs mit Texten und als Methode des Verstehens von Sinn in einem historisch-sozial definierten Kontext auf der Basis eines als Sinnträger fungierenden Materials, im vorliegenden Fall an Texten, ausgearbeitet (Tenorth, Tippelt 2007, 316). Der hermeneutische Ansatz der Erziehungswissenschaft geht davon aus, „dass die den Geistes- und Sozialwissenschaften zukommende methodische Grundorientierung das Verstehen ist“ (Koller 2010, 201). Anders als in der Naturwissenschaft sind pädagogische Sachverhalte häufig nicht messbar und erfordern daher eine andere Herangehensweise als quantitative Methoden. Ein Beispiel hierfür wären qualitative Methoden, jedoch sind diese für diese Diplomarbeit meiner Ansicht nach nicht die ideale Wahl, da es sich um eine Literaturarbeit handelt, die das Ziel verfolgt, den Sinn der Texte und der Argumentationen des Autors Günther Bittner zu verstehen.

Natürlich könnte man an dieser Stelle die Frage stellen, ob ein genaues Eintauchen in die Theorien Bittners nicht ausreicht, um ein Verständnis seiner Ansicht zu erlangen. Laut Kollers Verständnis von Hermeneutik „handelt es sich bei pädagogischen Sachverhalten um Phänomene, welchen Bedeutungen zugeschrieben werden und die ohne Kenntnis dieser Bedeutungen nicht angemessen zu begreifen sind“ (ebd., 203). Diese Aussage hat zur Folge, dass verstehendes Lesen zwar die Grundbedingung für die hermeneutische Erarbeitung darstellt, jedoch auch die Bedeutung, die Bittner den Begriffen Ich und Selbst zuschreibt, mit einbezogen werden muss. Die Hermeneutik als Prozess des Verstehens geht von ihren die Deutung leitenden, aber am Text zu prüfenden Vorannahmen, von der historisch-gesellschaftlichen Prägung der Überlieferung aus und klärt die Intention des Textes, wie die des Autors. „Mit dem Begriff des Verstehens wird jene intellektuelle Operation bezeichnet, die darauf abzielt, den „Sinn“ oder die „Bedeutung“ eines Sachverhaltes zu erschließen“ (ebd., 204, Hervorh. i. Orig.). Darum wird es im empirischen Teil dieser Arbeit gehen.

Zuvor wird ein themenspezifisches, historisches Vorverständnis aufgebaut (Kapitel 2), daraufhin werden in Kapitel 3 die Grundregeln der wissenschaftlichen Methode des Verstehens vorgestellt, nach denen in dieser Arbeit vorgegangen wird, um im Anschluss daran in Kapitel 4 durch hermeneutisches Erarbeiten der Texte Bittners ein Verständnis zu erlangen, das die leitende Forschungsfrage dieser Diplomarbeit möglichst befriedigend beantworten kann.

2. Das Ich und das Selbst in der psychoanalytischen Theorie

Die Frage „Wer bin ich?“ beschäftigt die Menschheit seit jeher, und es war vor allem die Psychoanalyse, die sich ihrer angenommen hat. Lässt man sich auf diese Frage ein, wird schnell deutlich, „dass das Ich ein Rätsel ist, dessen Lösung Anstrengungen ganz anderer Art erfordert, als etwa in der Wissenschaft dem Lernenden auferlegt werden“ (Bittner 1977, 8). Welche Anstrengungen hier gemeint sind, beantwortet beispielsweise Schottlaender damit, dass der Mensch nie abschließend hinter sich selbst kommen wird, da Ich-Erkenntnis unerschöpflich ist und diese so beschaffen ist, dass sie nicht „als Anwendung von Verfahrensregeln als Ritual zelebriert werden kann“ (Schottlaender 1959 zit. n. Bittner 1977, 8), wie es in der Wissenschaft allgemein üblich ist.

Das bedeutet, 'Ich bin' zu sagen wird immer nur eine Momentaufnahme darstellen, es wird eine gegenwärtige Formulierung des 'Sich-Selbst-Denkens' (ebd.) sein. Dabei werden etwaige vorangegangene Formulierungen verworfen oder detailreicher. Das Bildnis über sich selbst wird somit manchmal dunkler, manchmal erhellt es sich und es herrscht dann augenblicklich ein Zustand der Erkenntnis über das eigene Ich. Dieser Prozess wird niemals vollständig abgeschlossen sein. Möglicherweise sind sämtliche Versuche, eine Genese über den Ich- und den Selbst-Begriff zu formulieren, über kurz oder lang gescheitert, da sie dieser Prozesshaftigkeit unterworfen sind.

An dieser Stelle der Diplomarbeit kann zum einen keine einheitliche und allgemeingültige Begriffsdefinition vorgelegt werden, da sämtliche Versuche diverser Autoren meines Wissens bereits widerlegt oder weiterentwickelt worden sind.

Zum anderen handelt es sich meiner Ansicht nach auch nicht um eine einfache Wortdefinition. Die Begriffe Ich und Selbst sind vielmehr Theoriegebilde, die sich nicht in wenigen Sätzen erklären lassen. Folglich liegt das Hauptanliegen dieses Kapitels darin, die Entwicklung von Theorien bezüglich des Ich- und Selbst-Begriffes darzustellen und sie ein Stück weit nachzuzeichnen, um ihre Komplexität zu verdeutlichen.

Warum dies für die Beantwortung der Fragestellung dieser Diplomarbeit vonnöten ist, soll an folgenden Punkten erklärt werden:

Die chronologische Erhebung von Theorien über das Ich und das Selbst soll eine Verstehensgrundlage darstellen, um im Anschluss zum aktuellen Forschungsstand zu gelangen.

Das durch die Darstellung erlangte theoretische Wissen soll in weiterer Folge dazu beitragen, die Argumentationen Bittners nachvollziehbar zu machen, da auch er sich in seinen Werken auf diverse Theoretiker bezieht.

Die Auswahl der Autoren und ihrer Theorien erfolgt nicht willkürlich, sondern ist sehr präzise abgestimmt auf ein notwendiges Grundlagenwissen über essenzielle psychoanalytische Theorien über das Ich und das Selbst und auf die in den Werken Günther Bittners verwendeten Theoretiker. Der Versuch einer vollständigen Darstellung aller themenbezogenen psychoanalytischen Theorien würde das Ausmaß einer Diplomarbeit sprengen, weshalb hier auf den Anspruch lückenloser Auflistung aller publizierten Theorien verzichtet werden muss.

An den Beginn der chronologischen Theorieentwicklung wird der Urvater der Psychoanalyse gestellt – Sigmund Freud. Ein Teil seiner Publikationen das Thema betreffend stellt das Fundament für alle weiteren Überlegungen dar – oder um mit den Worten Bittners ein Kapitel für das Freud'sche Ich zu rechtfertigen: „Ein Kapitel für sich ist das ‚Ich‘ der Psychoanalyse, das von Freud, wenn schon nicht als metaphysische, so doch als metapsychologische Entität konzipiert war“ (Bittner 2001, 70).

2.1 Sigmund Freud über das Ich und das Selbst

Sigmund Freud ist zweifelsohne der namhafteste Vertreter der Psychoanalyse. Bevor hier sein Strukturmodell der Psyche angeführt wird, ist zu erwähnen, dass Freud in seinen Schriften die Begriffe Ich und Selbst noch nicht unabhängig voneinander, sondern synonym verwendet. Der Begriff, welcher in Zusammenhang mit Freuds Vorstellungen vom Ich und vom Selbst immer wieder vorkommt, ist jener des Narzissmus.

Der Begriff Narzissmus wird heute umgangssprachlich mehrheitlich mit Selbstliebe bzw. Selbstverliebtheit gleichgesetzt. Es scheint sinnvoll, sich auch mit den frühen Werken Freuds zu beschäftigen, da er darauf aufbauend „Das Ich und das Es“ (1923) verfasste und sich laut Eilts bereits seit 1910 eindringlich mit dem Ich, unter anderem im Zusammenhang mit dem Narzissmus, befasste (Eilts 1998, 35).

Freud schreibt 1914 zur Einführung des Narzissmus, dass dieser eine „libidinöse Ergänzung zum Egoismus des Selbsterhaltungstriebes [sei], von dem jedem Lebewesen mit Recht ein Stück zugeschrieben wird“ (Freud 1914 zit. n. Eilts 1998, 35f.). Wer denkt, dass Narzissmus nur dann vorliegt, wenn sich eine Person ausschließlich mit sich selbst beschäftigt und sich nicht für andere Menschen interessiert, liegt falsch. Freud nennt den Narzissmus „eine glückliche Liebe ..., in welchem Objekt- und Ichlibido nicht voneinander zu unterscheiden sind“ (Freud 1914 zit. n. Eilts, 1998, 36).

Es geht also beim Konzept des Narzissmus nicht nur darum, sich selbst zu lieben oder, wie Freud es nennt, um eine Ausbildung der Ichlibido, sondern es geht auch um die Objektbeziehungen, die ein Mensch im Laufe seines Lebens erfährt. Wie diese Beziehungen wahrgenommen werden, hängt von der „ursprünglichen Libidobesetzung des Ichs“ ab – Freud bezeichnet das als den primären Narzissmus (ebd.). Im Jahr 1924, als er seine Leonardo-Studie präsentierte, zeigte er auf, dass „diese Begegnung – sich selbst finden im Verlieren im anderen – ... für den Narzissmus konstitutiv“ ist (Strassberg 1994, 127).

Was haben nun aber Freuds Theorien über Narzissmus mit der Entstehung des Ichs zu tun? „Die Entwicklung des Ichs besteht in einer Entfernung vom primären Narzissmus und erzeugt ein intensives Streben, diesen wieder zu gewinnen“ (Freud 1914 zit. n. Eilts 1998, 37). Das bedeutet, ein Ich zu entwickeln, beginnt zunächst durch das Besetzen von Vorstellungen und Objekten mit Libido – narzisstische Libido wird umgesetzt in (vorübergehende) Objektlibido. Zur Wiedergewinnung des Narzissmus braucht der Mensch einen anderen (Eilts 1998, 37). Die Entwicklung des Ichs ist somit nach Freud abhängig von den Objektbeziehungen und Objektbesetzungen, die ein Mensch in seinem Leben erfährt und tätigt. Die Art und Weise der Objektbeziehungen und die Reaktionen der anderen führen zu einer Fülle von Informationen, die der Mensch im Zusammenhang mit dem Stillen oder der Enttäuschung seiner Triebwünsche erfährt. Die Summe aus diesen Erfahrungen und Erinnerungen in Bezug auf die Beziehung zwischen dem Ich und den Objektbeziehungen erzeugt in ihrem Zusammenhang die sogenannte psychische Struktur, die heute auch „psychischer Apparat“ genannt wird (Muck, Trescher 1993, 16).

Nicht jedes Erlebnis und jede Erfahrung wird vom Menschen bewusst wahrgenommen und verarbeitet.

Um zu veranschaulichen, welche Anteile der menschlichen Psyche bewusst, unbewusst und vorbewusst sind, entwickelte Freud im Jahre 1923 das Instanzenmodell bzw. Strukturmodell der Psyche (Freud S., 1923, 26). Dieses Strukturmodell diente der Psychoanalyse lange zur Erklärung aller psychischen Vorgänge und fußt auf folgenden Überlegungen und Erkenntnissen:

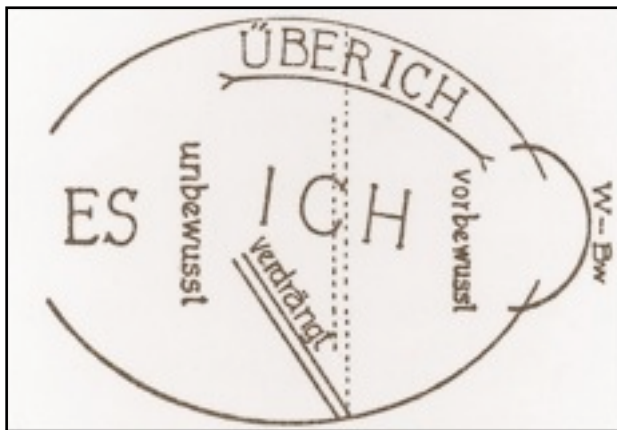


Abb. 1 Strukturmodell der Psyche nach Sigmund Freud

(http://neuropsychanalyse.files.wordpress.com/2008/09/freud_650.jpg Download am 22.01.2012)

Das Es bezieht sich auf die unbewusste Struktur, deren Inhalte psychischer Ausdruck der Triebe, Bedürfnisse und Affekte sind (Freud S., 2009, 42). Das Es ist die psychisch älteste, teilweise auch angeborene bzw. ererbte Instanz der Seele. Freud ging davon aus, dass ein Mensch bei seiner Geburt psychisch nichts anderes ist als ein Triebbündel (ebd.). Das Streben nach Bedürfnisbefriedigung steht an oberster Stelle. Die Art und Weise, wie die Bedürfnisbefriedigung immer wieder erlebt wird, bildet nach der Triebtheorie Freuds die weiteren Bedürfnisse und Emotionen eines Menschen aus. Je nachdem, wie die Mitwelt – vor allem die Mutter als zentrale Person – auf die Triebäußerung eines Kindes eingeht, entstehen aus Triebimpulsen Gefühle. Unbewusst wird somit der Charakter eines Kindes geprägt (ebd.).

Im Jahr 1938 ergänzt Freud im Abriss der Psychoanalyse, dass das Es alles ist, „was ererbt, bei der Geburt mitgebracht und konstitutionell festgelegt ist“ (Freud S., 2009, 42). Es bildet den ältesten Teil des psychischen Apparates und ist auch sein wichtigster. „Die Forschungsarbeit der Psychoanalyse hat an ihm eingesetzt“ (ebd.).

Die zweite Instanz, das Ich, stellt für Freud das bewusste Denken im Alltag dar, das dem Selbstbewusstsein entspricht (ebd.).

Das Ich vermittelt „zwischen den Ansprüchen des Es, des Über – Ich und der sozialen Umwelt mit dem Ziel, psychische und soziale Konflikte konstruktiv aufzulösen“ (Rupert, 1992, 212). Das Ich hat die Aufgabe „der Selbstbehauptung, erfüllt sie, indem es nach außen die Reize kennenlernt, Erfahrungen über sie aufspeichert [...], überstarke Reize vermeidet [...], mäßigen Reizen durch Anpassung begegnet [...] und endlich lernt, die Außenwelt in zweckmäßiger Weise zu seinem Vorteil zu verändern“ (Freud S., 2009, 42). Das Ich strebt laut Freud nach Lust und will die Unlust vermeiden. Hat das Ich das Gefühl, dass eine Unluststeigerung bevorsteht, reagiert es mit einem Angstsignal als Zeichen dafür, dass von außen oder innen eine Bedrohung vorliegt (ebd., 43).

Die dritte Instanz, das Über-Ich, bezeichnet jenen Sektor der psychischen Struktur, in dem Gewissen, Normen, Werte, Gehorsam und Moral ihren Platz finden. Das Über-Ich wird vor allem durch die Erziehung und die frühen Bezugspersonen des Kindes geprägt und trägt dazu bei, sich in sozialen Beziehungen zurechtzufinden und Triebregungen eigenständig kontrollieren zu können (ebd.). Insofern sich das Über-Ich vom „Ich sondert oder sich ihm entgegenstellt, ist es eine dritte Macht, der das Ich Rechnung tragen muss“ (ebd.). Im Bezug zum Es gibt es mit dem Über-Ich nach Freud eine Gemeinsamkeit: „Man sieht, dass Es und Über-Ich bei all ihrer fundamentalen Verschiedenheit die eine Übereinstimmung zeigen, dass sie die Einflüsse der Vergangenheit repräsentieren, das Es den der ererbten, das Über-Ich im wesentlichen den der von anderen übernommenen, während das Ich hauptsächlich durch das selbst Erlebte, also Akzidentelle und Aktuelle bestimmt wird“ (Freud S., 1938, 9f.).

Abschließend sei noch erwähnt, dass in allen Instanzen bewusste, unbewusste und vorbewusste Anteile enthalten sind, so dass diese nicht strikt voneinander getrennt werden können.

Zusammenfassend lässt sich an diesem Punkt festhalten, dass Freud sich bereits um 1910 mit der Entstehung des Ichs befasste, damals noch hauptsächlich am Narzissmus festgemacht und durch seine Triebtheorien gestützt. Er kam zu dem Schluss, dass das Ich das Objekt braucht, um zu lernen, dass es nicht omnipotent ist und den anderen braucht, um seine Ichlibido aufrechtzuerhalten. In seinen späteren Schriften und mit der Einführung des Strukturmodells der Psyche konnte er aufzeigen, dass die Einflüsse aus den erfahrenen Objektbeziehungen und Erlebnisniederschlägen maßgeblich unsere Psyche und somit auch die Ich- und Selbstwertung beeinflussen.

Sein Ich hat zum einen die Funktion, Lustgefühle zu vermehren und Unluststeigerung mithilfe von Angstsignalen zu vermeiden. Zum anderen ist es die Instanz der Selbstbehauptung. Eine Handlung des Ichs ist laut Freud dann korrekt, wenn sie gleichzeitig den Anforderungen des Es, des Über-Ichs und der Realität genügt, also deren Ansprüche miteinander zu versöhnen weiß (ebd., 43).

Wie bereits früher im Text angekündigt, soll im Anschluss an die Explikation der für diese Diplomarbeit relevanten Theorien Freuds eine chronologische Darstellung der weiteren Begriffsentwicklung stattfinden. Zu diesem Zeitpunkt ist anzuführen, dass viele der hier beschriebenen Autoren zur gleichen Zeit lebten und publizierten und sich der Entstehungszeitraum ihrer Werke sehr häufig zeitlich überschneidet. Aus diesem Grund kann die vorliegende Arbeit keine vollständige und korrekte chronologische Abfolge gewährleisten, sie ist jedoch der Versuch einer zeitlichen und theoretischen Ordnung. Die weitere Darstellung der Theorieentwicklung der Begriffe Ich und Selbst wird mit den zugehörigen Theorien von Carl Gustav Jung beginnen, der zeitgleich mit Freud lebte und wirkte. Mit seiner Kritik an Freuds Libidotheorie wandte sich Jung von Freuds Theorien ab. Fortan ließ er sich nicht weiter unter dem Begriff Psychoanalyse einordnen, sondern begründete in Abgrenzung zur Psychoanalyse Freuds die Disziplin der analytischen Psychologie oder auch „Komplexe Psychologie“ (Jacobi, 1940, 12).

2.2 Carl Gustav Jung über das Ich und das Selbst

Sigmund Freud leistete Pionierarbeit auf dem Gebiet der wissenschaftlich fundierten Überlegungen zum menschlichen Seelenleben und revolutionierte mit der Konzeptualisierung der Psychoanalyse die bisher vorherrschenden, naturwissenschaftlich geprägten Forschungen auf dem Gebiet der menschlichen Psyche.

Obwohl er sich selbst immer als Kliniker verstand, der seine wissenschaftlichen Aussagen auf Beobachtungen am Krankenbett begründet hatte, war er es, der die „Leiden der Psyche“ weg vom Krankenhaus brachte (Bittner 1998, 39).

Wie jede Pionierarbeit wurden auch Freuds Thesen und Konzepte einer Überprüfung unterzogen. Bittner schreibt, das wohl einzige Vereinheitlichende im unüberschaubaren und teilweise chaotischen Feld der Psychoanalyse scheint „die – zustimmende oder im Einzelnen auch kritische – Bezugnahme auf Positionen Freuds zu sein“ (ebd., 69).

Anhand der getätigten Recherchen für diese Arbeit kann der Aussage Bittners nur zugestimmt werden, was dazu führt, dass dieses Kapitel sich auch mit den Zustimmung, kritischen Betrachtungen, Verwerfungen und Erweiterungen der Freud'schen Gedanken beschäftigen wird.

Einer dieser Kritiker ist der bereits erwähnte Carl Gustav Jung. Freud gab im Jahr 1923 das erklärte Ziel der Psychoanalyse an: „Wo Es war soll Ich werden“ (Freud S. 1923, zit. n. Bittner 1998, 204). Jung stellte dieser Aussage einen anderen, für ihn wesentlichen Teil der Psyche entgegen – das Selbst. Jung hielt das Selbst im Grunde genommen für größer, mächtiger und wertvoller als das Ich. Für ihn muss das Ich lernen, mit dem Selbst umzugehen, es aber nicht zu beherrschen (Bittner 1981, 213). Was Jung unter diesem Selbst versteht und wie er sich damit von Freuds Theorien unterscheidet, soll im Folgenden erklärt werden. Um eine bessere Nachvollziehbarkeit zu gewährleisten, wird an dieser Stelle – ebenso wie bei den Ausführungen über Freud – eine Abbildung angeführt, die Jungs Vorstellung von der menschlichen Psyche wiedergibt.

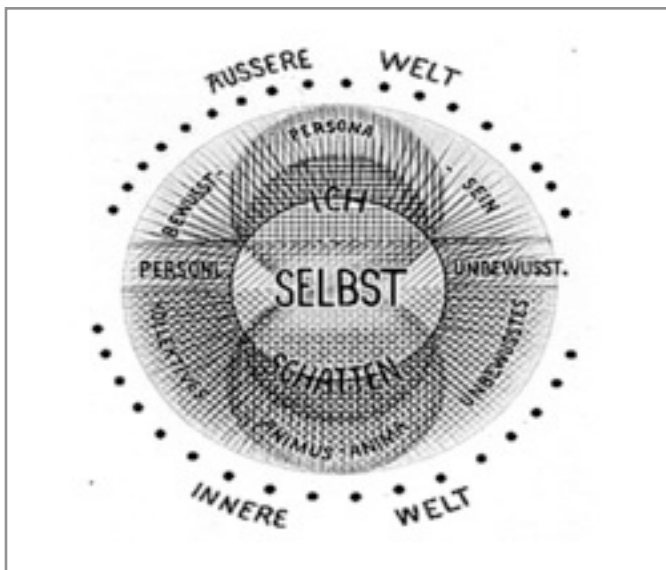


Abb. 2 Schema nach Carl Gustav Jung (Jacobi 1940, 142)

Der Begriff Selbst steht hier in der Mitte der Abbildung und wird von oben durch das Bewusstsein, die Persona und das Ich umringt. Die untere Seite gliedert sich in das kollektive Unbewusste, den Animus/die Anima und den Schatten. Diese Teile unserer Psyche sind für Jung notwendig, um den, wie er es nennt, Individuationsprozess eines Menschen zu beschreiben.

„Individuation bedeutet: zum Einzelwesen werden, und, insofern wir unter Individualität unsere innerste, letzte und unvergleichbare Einzigartigkeit verstehen, zum eigenen Selbst werden. Man könnte ‚Individuation‘ darum auch als ‚Verselbstung‘ oder als ‚Selbstverwirklichung‘ übersetzen“ (Jung 1939, 91, Hervorh. i. Orig.).

Um der Frage nachzugehen, was ein Selbst ist, soll im Folgenden Jungs Konzept einer näheren Betrachtung unterzogen werden. Der Individuationsprozess vollzieht sich bei Jung in drei Etappen. Zunächst jedoch soll geklärt werden, was Jung unter (kollektivem) Bewusstsein und (kollektivem) Unbewussten versteht.

Das Ich-Bewusstsein wird vom kollektiven Bewusstsein bestimmt, also der Gesamtheit der Traditionen, Sitten, Regeln und Normen der jeweiligen Umwelt (Jacobi, 1940, 20f.). Hierin zeigt sich deutlich die Ähnlichkeit zum Freud'schen Über-Ich.

Wichtig ist für Jung, dass die Bezeichnung des Unbewussten etwas Eigenständiges darstellt. „Während das persönliche Unbewusste wesentlich aus Inhalten besteht, die zu einer Zeit bewußt waren, aus dem Bewußtsein jedoch entschwunden sind, indem sie entweder vergessen oder verdrängt wurden, waren die Inhalte des kollektiven Unbewussten nie im Bewußtsein und wurden somit nie individuell erworben, sondern verdanken ihr Dasein ausschließlich der Vererbung“ (Jung 2001, 45).

Nachdem nun der bildlich gesprochene Mantel des Individuationsprozesses erörtert worden ist, soll die erste seiner Etappen beschrieben werden. Sie ist gekennzeichnet durch die Schlagwörter Schatten und Persona.

„Ersteres entsteht als Folge der durch die Umwelt gebotenen, einseitigen Entwicklung des Bewusstseins. Der Schatten ist die im Ich-Aufbau vernachlässigte, abgelehnte Summe gleichgeschlechtlicher Eigenschaften. Der Schatten wächst parallel mit dem Ich, gleichsam als dessen ‚Spiegelbild‘, und setzt sich zusammen aus den teils verdrängten, teils wenig oder gar nicht gelebten psychischen Zügen des Menschen, die von Anfang an aus moralischen, sozialen, erzieherischen oder sonstigen Gründen weitgehend vom Mitleben ausgeschlossen wurden und darum der Verdrängung bzw. Abspaltung anheimfielen. Dementsprechend kann der Schatten durch positive oder negative Qualitäten charakterisiert sein“ (Jacobi 1971, 50; Hervorh. i. Orig.).

Der Begriff Persona wiederum bezeichnet jenen Ausschnitt des Ichs, dem die Beziehung mit der Umwelt obliegt (ebd., 48). „Die PERSONA ist ein Funktionskomplex, der aus Gründen der Anpassung oder der notwendigen Bequemlichkeit zustandegekommenen, aber mit der Individualität nicht identisch ist. Er bezieht sich ausschließlich auf das Verhältnis zu den Objekten, zum Außen“ (Jung, 1930, 664; Hervorh. i. Orig.).

„Ist die Persona intellektuell, so ist das Seelenbild ganz sicher sentimental. Denn wenn die Persona der habituellen äußeren Einstellung eines Menschen entspricht, so Animus und Anima (Seelenbild) der inneren Einstellung. Das Seelenbild steht in einem direkten Bezug zur Beschaffenheit der Persona eines Menschen“ (Jacobi 1971, 183).

Animus und Anima gehören zur zweiten Etappe des Individuationsprozesses, der Selbstwerdung. Beim Mann Anima und bei der Frau Animus genannt, wird unter diesem Begriff die Begegnung mit der archetypischen Gestalt des Seelenbildes verstanden, welche jeweils für den gegensätzlichen geschlechtlichen Anteil der Psyche steht und zeigt, wie unser persönliches Verhältnis dazu geformt ist (ebd., 176f.). „Wir werden mit den Symbolen von Animus und Anima entweder in der Außenwelt konfrontiert oder sie begegnen uns in Träumen und Phantasien. Es verhält sich also hier genau wie beim Schatten. Ihre ersten Vertreter für die kindliche Seele sind Vater und Mutter in ihrer Alltagswirklichkeit“ (ebd., 56f.).

An dieser Stelle eine kurze Zusammenfassung für die ersten zwei Etappen: Die Persona kann als die Vermittlungsfunktion zwischen dem Ich und der Außenwelt verstanden werden, wohingegen das Seelenbild – also Animus und Anima – zwischen dem Ich und der Innenwelt eine vermittelnde Funktion innehat (ebd., 183). Ein Charakteristikum der Jung'schen Denkweise ist, dass es nicht genüge, diese Prozesse zu verstehen, sondern man müsse sie durchleben, erleben um einen Erkenntnisgewinn daraus zu ziehen und so die nächste Etappe zu erreichen.

„Wie die Bewusstmachung des Schattens die Erkenntnis unserer anderen, dunklen, jedoch gleichgeschlechtlichen Seite erlaubt, so die des Seelenbildes die Erkenntnis des Gegengeschlechtlichen in unserer Psyche. Ist das Bild erkannt und erschlossen, dann hört es auf, vom Unbewussten her zu wirken und gestattet uns endlich, auch diesen gegengeschlechtlichen Teil der Psyche zu differenzieren und in die bewusste Einstellung einzubeziehen, wodurch eine außerordentliche Bereicherung der unserem Bewusstsein zugehörenden Inhalte und damit eine Erweiterung unserer Persönlichkeit erzielt ist“ (ebd., 191f.).

Der Prozess ist damit noch nicht vollendet und so meint Jung, dass nach der Konfrontation mit dem Seelenbilde neue archetypische Gestalten aufsteigen, die den Menschen zu einer neuen Stellungnahme zwingen. Im Zuge dieser Entwicklung geht es nicht mehr um die Auseinandersetzung mit dem andersgeschlechtlichen Teil der Psyche, sondern darum, was das eigene Wesen ausmacht, was der nur-weibliche bzw. nur-männliche Urgrund ist, bis zurück zu jenem Urbild (=Archetypus), nach dem es geformt wurde (ebd., 192f.).

Jung gab diesen archetypischen Figuren des Unbewussten den Namen „Mana-Persönlichkeiten“ (Jung zit. n. Jacobi, 1940, 137). „Mana“ bedeutet das „außerordentliche Wirkungsvolle“ (ebd.). In diesem Schritt des Individuationsprozesses geht es nun darum, sich die Inhalte bewusst zu machen, die den Archetypus der Mana-Persönlichkeiten aufbauen. Mana zu besitzen heißt nach Jung, auf andere eine wirkende Kraft zu haben, es bedeutet aber auch die Gefahr, dadurch überheblich und selbstherrlich zu werden. Gelingt die Bewusstmachung des archetypischen Bildes, wird eine Verbindung zwischen den Teilsystemen Bewusstsein und Unbewusstem hergestellt. Dies wiederum führt nach Jung zu einem gemeinsamen Mittelpunkt – dem Selbst (Jacobi, 1971, 195ff.). „Erst wenn dieser Mittelpunkt gefunden und integriert ist, kann von einem 'runden' Menschen gesprochen werden“ (ebd., 1940, 139; Hervorh. i. Orig.). Damit diese Wandlung zustande kommt, ist die ausschließliche Konzentration auf die Mitte – das Selbst – unerlässlich (ebd., 1971, 197).

Nun stellt sich die Frage, warum sich der Mensch dem Durchleben dieser Prozesse hingeben soll, da dieser sich in der Theorie recht kompliziert und aufwendig zu gestalten scheint.

Laut Jung sei das Beschreiten dieses Weges jedoch ein lohnendes Unterfangen: „Je mehr man sich durch Selbsterkenntnis und dementsprechendes Handeln seiner selbst bewusst werde, desto dünner werde jene Schicht des persönlichen Unbewussten“ (Jacobi 1940, 141). Es entsteht daraufhin ein neues, erweitertes Bewusstsein, das nicht mehr in seiner eingeschränkten Ich-Welt verhaftet bleibt, sondern sich der Welt öffnet, an ihr und der Welt der Objekte teilnimmt. „Dieses weitere Bewusstsein ist [...] nicht mehr jener empfindliche, egoistische Knäuel von persönlichen Wünschen, Befürchtungen und Hoffnungen, der durch unbewusste persönliche Gegentendenzen kompensiert oder korrigiert werden muss, sondern es ist eine mit dem Objekt, der Welt, verknüpfende Beziehungsfunktion, welche das Individuum in eine unbedingte, verpflichtende und unauflösbare Gemeinschaft mit ihr versetzt (ebd.). Das Ergebnis des Individuationsprozesses ist das Selbst und dieses ist nach Jung „eine dem bewussten Ich übergeordnete Größe. Es umfasst nicht nur den bewussten, sondern auch den unbewussten Psycheteil und ist daher sozusagen eine Persönlichkeit, die wir auch sind“ (Jung 1939, 98). Mit diesen Worten Jungs lässt sich an dieser Stelle auch das oben angeführte Zitat noch einmal verdeutlichen: „Das Selbst ist das größere, mächtigere, wertvollere. Das Ich müsse lernen, damit umzugehen, es aber nicht zu beherrschen“ (Bittner 1998, 213).

Zusammenfassend lässt sich hier festhalten, dass Freud und Jung ihre Theorien über das Ich und das Selbst nach völlig unterschiedlichen Aspekten aufgestellt haben. Verwendet Freud diese Begriffe noch nahezu synonym und plädiert für die Entwicklung und Ausbildung des Ichs („Wo Es war, soll Ich werden“), erarbeitet Jung eine erste Definition des Selbstbegriffes und die Entwicklung zu einem Selbst, das dem Ich übergeordnet ist und eine 'runde' Persönlichkeit ermöglicht. So unterschiedlich die Arbeiten dieser beiden Theoretiker wirken mögen, so haben sie meiner Ansicht nach doch etwas gemeinsam: Gelingt es, das Freud'sche Ich bzw. das Jung'sche Selbst hinreichend auszubilden, eröffnen sich die Welt, die Objekte und 'gute' zwischenmenschliche Beziehungen. Sowohl für Freud als auch für Jung scheint gerade das dafür verantwortlich zu sein, dass ein Mensch im Einklang mit sich selbst und den anderen ein überwiegend lustvolles Leben führen kann. Nachdem nun die für diese Arbeit fundamentalen Theorien ausgeführt wurden, ist es an der Zeit, sich weitere Theorieströme anzusehen.

2.3 Die Genese der Begriffe Ich und Selbst

Dieses Kapitel wird sich mit der weiteren Theorieentwicklung betreffend die Begriffe Ich und Selbst in der Psychoanalyse, der Ich-Psychologie, der Selbst-Psychologie der Objektbeziehungstheorie beschäftigen. Wurden Freud und Jung eingehend dargelegt, werden die folgenden Ausführungen deutlich kürzer gehalten, denn sie sollen lediglich den Charakter einer Wanderung durch die Begriffsentwicklungsgeschichte haben.

Eine Wanderung erscheint deshalb als passende Metapher, da ein bestimmter Weg bereits eingeschlagen wurde und auch die Richtung (chronologisch durch die Zeit) vorgegeben ist. Wie auch beim Wandern wird es Plätze geben, an denen man sich länger aufhält, und es wird Wegstücke geben, die man zügig passiert. Ob es einen Gipfelsturm geben wird, kann zum jetzigen Zeitpunkt der Arbeit noch nicht mit Sicherheit gesagt werden, möglicherweise wird auch das Sprichwort 'Der Weg ist das Ziel' nach Abschluss dieser Abhandlungen geltend gemacht.

An dieser Stelle sei angemerkt, dass sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts bereits drei wesentliche Richtungen in der Psychoanalyse bzw. Tiefenpsychologie herauskristallisiert hatten. Neben der Psychoanalyse nach Freud und der analytischen Psychologie nach Jung bildet die Individualpsychologie und Psychotherapie nach Alfred Adler die dritte Strömung dieser Zeit.

Sie spielt für diese Arbeit keine Rolle und wird nur der Vollständigkeit halber angeführt.

Die Adler'sche Psychotherapie richtet ihre Aufmerksamkeit im Wesentlichen auf die sozialen Beziehungen des Individuums (Schottlaender 1959, 121). Dementsprechend liegt das Hauptaugenmerk der Anhänger der Theorien Alfred Adlers auf einer Kontrolle der gegenwärtigen und vergangenen Du-Beziehungen (ebd.). 'Freudianer' hingegen gehen von einem „eigentümlichen Menschenbild“ (ebd., 119) aus, welches den Menschen als ein „Getriebe“ (ebd.) versteht, dessen Seele ein Apparat ist, „der diese Triebe in gewisser gesetzmäßiger Weise umsetzt“ (ebd.). Die Befürworter der Jung'schen Lehren wiederum treten „mit einem anderen Menschenbild an den Patienten heran und halten dementsprechend auch nach anderen Zusammenhängen Ausschau“ (ebd., 120.). Bei Jung geht es darum, dass das Selbst, laut ihm der größere, der weisere Mensch, die Führung übernimmt (Jung 1942, 283).

Ein weiterer Theoretiker der Psychoanalyse namens Felix Schottlaender (*1892-1985) sieht hingegen das Ich als den Personenkern an, „der gefunden und gelebt werden will, freilich nicht in Auflehnung gegen die äußeren Determinanten des Daseins“ (Bittner 1998, 91). Man könnte an dieser Stelle annehmen, dass er nur ein Befürworter der Freud'schen Theorien ist, jedoch entwickelte er diese weiter, indem er die menschliche Psyche nicht mehr als verallgemeinerbaren Apparat sehen wollte, sondern für „filterfreies“ (Schottlaender 1959, 121) psychotherapeutisches Arbeiten plädierte. Damit ist gemeint, dass das Leben eines einzigen Menschen wichtiger ist „als alle denkbaren Theorien über die Ursachenverkettung zwischen Symptom und unbewusstem Hintergrund“ (ebd.). Schottlaender nennt dies „Daseinsanalyse“ (ebd.) und diese soll ausschließlich von biographischer Natur, frei von jeder wissenschaftlichen Voreingenommenheit sein, um den Menschen um seiner selbst willen verstehend zu ergründen und mit dem Ich, dem Mittelpunkt der Welt des Patienten, in unmittelbare und persönliche Beziehung zu treten (Schottlaender 1959, 121f.). Um das Ich eines Menschen verstehen zu können, braucht es eine lebendige Vorstellung darüber und die Einsicht, dass

„das Ich ein Rätsel ist, dessen Lösung Anstrengungen ganz anderer Art erfordert, als diese etwa in der Wissenschaft dem Lernenden auferlegt werden. Die Magnetnadel unseres Intellekts weist uns die Richtung unserer Forschung um so sicherer und genauer, je weniger der Forschungsstand mit uns selber verwandt ist [...] je mehr wir aber mit unserem Forschungsstand an unseresgleichen herankommen, desto mehr wird die Magnetnadel des Intellekt zu zittern und zu schwanken beginnen [...] so nähern wir uns dem magnetischen Pol, und unsere Nadel zeigt uns überhaupt nicht mehr in welcher Richtung wir zu gehen haben“ (ebd., 123f.).

Um Orientierungslosigkeit zu vermeiden, schlägt Schottlaender ein gestilltes und beharrliches Nachdenken über das Ich vor, aber auch Bemühungen „um voraussetzungsloses Verständnis für ein Du“ (ebd., 24). Dies bringt uns wieder zu dem bereits oben besprochenen Punkt, dass ein Nachdenken über das Ich auch immer die Objekte in sich trägt. Damit und mit der Mittelpunktstellung des Ichs steht Schottlaender eigentlich in der Tradition Sigmund Freuds, was nicht weiter verwunderlich ist, war die Psychoanalyse von allem Anfang an als Ich-Psychologie angelegt (Bittner 1998, 10).

Eine weitere Vertreterin, die sich in dieser Richtung verorten lässt, ist Anna Freud, Sigmund Freuds Tochter. Allerdings sei hier angemerkt, dass Günther Bittner diese Einordnung nicht gänzlich unterstützen würde, sieht er doch das, was sich im Gefolge von Anna Freud und Heinz Hartmann (der später noch behandelt wird) als Ich-Psychologie etabliert hat, als nicht dem Namen entsprechend an.

Er erachtet ihre Psychologie als eine des vom „Es wegamputierten psychoanalytischen Homunculus“ (künstlich geschaffener Mensch) (Bittner 1977, 14). Dennoch sollen die Überlegungen von Anna Freud und weiter unten auch jene von Heinz Hartmann angeführt werden, ob diese nun den Vorstellungen Bittners über Ich-Psychologie genügen oder nicht. Anna Freud schrieb in ihrem Buch „Das Ich und die Abwehrmechanismen“ (1936) in Anlehnung an das Instanzenmodell ihres Vaters, dass das Ich „das einzige unmittelbar Gegebene ist, dass es ebenso ‚Beobachter‘ wie die ‚Stätte der Beobachtung‘ darstellt“ (Freud, A. 1936, zit. n. Bittner 1998, 217). Vom Es und vom Über-Ich könne man nur wissen, insofern diese für das Ich wahrnehmbar werden (ebd.). Daraus folgte sie, dass „das Ich sozusagen das Medium ist, durch das hindurch wir ein Bild der beiden anderen Instanzen zu erfassen versuchen“ (Freud, A. 1936, 199).

Die Abwendung vom allgegenwärtigen Es und die Hinwendung und Konstruktion eines psychoanalytischen Ichs, das bei Anna Freud hauptsächlich aus seinen Abwehrmechanismen besteht, ist eine Fortführung des von ihrem Vater formulierten Instanzenmodells. Unter Abwehrmechanismen werden dabei jene Kunstgriffe verstanden, mit denen das Ich unangenehmes Erinnerungsmaterial unkenntlich macht (Bittner 2001, 18). Der Begriff fasst allerdings eine Reihe höchst verschiedenartiger psychischer Prozesse unter einer Sammelbezeichnung zusammen und fördert damit eine undifferenzierte, nivellierende Betrachtungsweise (Laplanche-Pontalis 1972, 31f.).

Wie bei Sigmund Freud regelt das Ich auch in Anna Freuds Darstellung durch eine Reaktion das Empfinden von negativen Affekten wie Unlust – in diesem Fall geschieht dies durch gewisse Abwehrmechanismen – und stellt im besten Fall wieder ein „gutes“ Gefühl her. Die Arbeiten Anna Freuds werden sehr häufig kritisiert, unter anderem von Günther Bittner. Abschließend sei angemerkt, dass sie, auch wenn sie Affekten keine eigenständige Qualität zuspricht und diese eher an Triebimpulse gebunden sieht, innerhalb des Strukturmodells die Rolle der äußeren und verinnerlichten Objekte unterscheidet und deren Wechselwirkung mit dem Subjekt stärker betont, als es ihr Vater getan hat.

Damit initiierte sie den Weg zu einer Objektbeziehungstheorie der Affekte innerhalb der Ich-Psychologie, die in den darauffolgenden Jahren an Bedeutung gewann (Eilts 1998, 59). Abschließend sei zu Anna Freud erwähnt, dass ihrer Ansicht nach Diagnose und Behandlung nicht auf den scheinbaren Ernst der Symptome abzielen sollten, sondern auf andere Kriterien – nämlich die Formbarkeit des Ichs in seiner Beziehung zum Es und die Entwicklung der Ich-Funktionen betreffend (Kris 1979, 51).

Der Begriff Ich-Funktionen wurde laut Ernst Kris unabhängig voneinander von Allport (1937) und Heinz Hartmann (1939) eingeführt (ebd., 52). Mit Letzterem erscheint eine kurze Beschäftigung sinnvoll, da auch er, wie Anna Freud, als Vertreter der Ich-Psychologie gelten darf. Was Heinz Hartmann unter Ich-Funktionen versteht, wird hier lediglich angerissen. Er geht davon aus, dass das Ich ein System von verschiedenen Funktionen ist, die sich in vier Bereiche aufgliedern lassen: kognitive Funktionen, vermittelnde Funktionen, Angstentwicklung, Schutzfunktionen bzw. Abwehrmechanismen (Hartmann zit. n. List 2009, 142).

Während Anna Freud ihr Hauptaugenmerk auf die Abwehrtätigkeiten des Ichs legte und dem alten Strukturmodell der Psyche verhaftet blieb, folgte die weitere Entwicklung der Subjekt-Problematik in der Psychoanalyse eher ihrem Kontrahenten Heinz Hartmann und seiner Theorie der „primär autonomen (nicht-abwehrbedingten) Ich-Funktionen“ (Bittner 1981, 16). Hartmann ist allerdings nicht ausschließlich für die Ich-Funktionen bekannt, sondern er führte 1950 auch den Begriff des Selbst in die Entwicklung der Ich-Psychologie ein (Jacobsen 1998, 9). Das Selbst bezieht sich nach Hartmann auf die gesamte Person eines Individuums, einschließlich seines Körpers und seiner Körperteile wie auch seiner psychischen Organisation und deren Teile (Hartmann zit. n. Jacobson 1998, 17).

Edith Jacobson spricht in ihrem Buch „Das Selbst und die Welt der Objekte“ (1964) sogar davon, dass Hartmann mit der Einführung des Konzeptes des Selbst das Instanzenmodell Freuds als Erster modulierte und begründet dies wie folgt:

„Das Ich stellt nun ein Organisationsprinzip dar, ein strukturelles seelisches System. Die Errichtung des Systems Ich setzt mit der Entdeckung der Welt der Objekte und der zunehmenden Unterscheidung zwischen dieser und dem eigenen physischen und psychischen Selbst ein. Durch die assoziative Wahrnehmung von Erinnerungen, welche mit lustvollen, unlustvollen, emotionalen und triebhaften Erlebnissen verbunden sind, entwickelt das Ich innere Bilder, welche auch Imagines genannt werden, von Liebesobjekten einerseits und andererseits vom körperlichen und seelischen Selbst“ (ebd., 30).

Die Einführung dieses Begriffes in die Psychoanalyse erscheint im Nachhinein als logische Ergänzung, vor allem im Sinne des Psychoanalytikers Heinz Kohut, der das Selbst als eigene psychische Struktur sieht und nicht nur – wie Otto Kernberg es annimmt – als Teil des Ich (Fally 1999, 10). Die oben im Zitat von Jacobson erwähnten inneren Bilder gestalten sich für das Selbst anfänglich flexibel und veränderlich. Erweitern sie sich jedoch allmählich durch eine ähnliche Wahrnehmung von Erinnerungsspuren, entwickeln sich diese „zu konsistenten und mehr oder weniger realistischen intrapsychischen Repräsentanzen der Welt der Objekte und des Selbst“ (Jacobson, 1998, 30).

Neben dem Ich-Psychologen Hartmann waren es vor allem die schon angeführten Psychoanalytiker Heinz Kohut und Otto Kernberg, die mit ihren Theorien zum Selbst die Psychoanalyse maßgeblich beeinflusst haben. Im Folgenden soll zunächst auf Kohuts Ansatz, darauffolgend auch auf denjenigen von Kernberg eingegangen werden.

Heinz Kohut gilt als der Begründer der psychoanalytischen Selbstpsychologie, welche das Selbst als eigene psychische Struktur und als „Zentrum des seelischen Universums“ ansieht (Kohut 1976, 44). Kohuts Selbstpsychologie revolutionierte die vorherrschende psychologische Betrachtungsweise. Seine Theorie war weitestgehend unabhängig von anderen psychoanalytischen Theorien und Entwicklungstheorien (Tiedemann 2007, 254). Im Mittelpunkt steht das Selbst des Menschen, wie es sich von seinen Ursprüngen her im Austausch mit den frühen Bezugspersonen entwickelt. „Die Gegenwart und die Entwicklung des Selbst, wie es sich im intersubjektiven Feld der Beziehung zeigt, bilden den Schwerpunkt der psychoanalytischen Arbeit in der Selbstpsychologie“ (WKPS 2012, ONLINE). In seiner Konzeption der Selbstpsychologie lehnt sich Kohut stark an Hartmann an, da auf diesen die exakte Unterscheidung zwischen Ich und Selbst zurückgeht, wie sie bereits oben beschrieben worden ist (Tiedemann 2007, 254).

In der differenzierten Erfassung des Ichs und des Selbst darf auch der Begriff der Selbst-Repräsentanz nicht fehlen, der nach einer genauen Definition verlangt. Selbst-Repräsentanzen bezeichnen „die unbewussten, vorbewussten und bewussten intrapsychischen Repräsentationen des körperlichen und seelischen Selbst im System Ich“ (Hartmann 1972, 261). Kohut unternimmt keine eindeutige Differenzierung der Begriffe Selbst und Selbst-Repräsentanz, weil er davon ausgeht, dass es sich um ein Konzept des Selbst handelt. Er schreibt und vertritt den Standpunkt, dass Forderungen nach einer Unterscheidung von Selbst und Selbst-Repräsentanz auf einem Missverständnis beruhen (Kohut 1976, 299).

Anders als Kohut versuchte der deutsche Psychoanalytiker Otto Fenichel im Jahr 1945, eine genauere Aussage über das Selbst und die Selbst-Repräsentanz zu treffen. Er geht davon aus, dass das innere Bild unseres Selbst aus zwei Quellen stammt (Fenichel 1945, zit. n. Jacobson 1998, 31): „Erstens aus einer unmittelbaren Wahrnehmung unseres inneren Erlebens, der Körpergefühle, der Gefühls- und Denkvorgänge und der zweckgerichteten Aktivität und zweitens aus indirekter Selbstwahrnehmung und Introspektion, d.h. aus der Wahrnehmung unseres körperlichen und seelischen Selbst als eines Objekts.“ (ebd.)

Letzteres deutet bereits an, dass das Selbst und dessen Wahrnehmung in engem Zusammenhang mit der Welt der Objekte stehen.

Kohut nennt die Objekte, die für das Selbst von Bedeutung sind, Selbstobjekte. Selbstobjekte bezeichnen die Bezugspersonen eines Menschen (Tiedemann 2007, 26). Für ein besseres Verständnis des Begriffes „Selbstobjekte“ soll eine Definition der Selbstpsychologen Howard A. Bacal und Kenneth M. Newman angeführt werden: „Ein Objekt ist ein Selbstobjekt, wenn es intrapsychisch so erlebt wird, als erfülle es in einer Beziehung Funktionen, die das Selbstgefühl wecken, aufrechterhalten und positiv beeinflussen“ (Bacal, Newman 1994, 279).

In seinen Ausführungen über die Entstehung des Selbst bezieht sich Kohut auf die Entwicklungspsychologin Margaret Mahler und geht so wie sie davon aus, „dass am Anfang der kindlichen Entwicklung eine vollkommene Einheit zwischen Mutter und Kind besteht“ (Tiedemann 2007, 255). Für einen Säugling stellt demnach die Mutter die erste Bezugsperson dar, die in der Entwicklung des Kindes eine entscheidende Rolle spielt. Die Mutter ist für den Säugling ein Selbstobjekt und Mutter und Säugling stehen in einer Selbstobjekt-Beziehung, in welcher ein relativ sicheres Gefühl der Verfügbarkeit des Objektes als Selbstobjekt vorherrschen sollte (ebd., 256).

Kohut geht von drei grundlegenden Selbstobjekt-Bedürfnissen aus: „Es besteht erstens das Bedürfnis nach Spiegelung. Die ausreichende Befriedigung dieses Bedürfnisses führt zu Selbstwertgefühl, Selbstrespekt und daraus folgend zu angemessener Selbstbehauptung. Zweitens besteht ein Bedürfnis nach Idealisierung, das nach wiederholten Erfahrungen beruhigender und beschützender Reaktionen durch wichtige Selbstobjekte, größtenteils durch die Eltern, zur Fähigkeit der Selbstberuhigung und zum angemessenen Umgang mit aggressiver und libidinöser Erregung führt. Drittens besteht ein Bedürfnis nach Gleichheit und Zugehörigkeit“ (ebd.) Wiederholte und entsprechende Reaktionen der wichtigen Bezugspersonen sind hierbei notwendig, da man dadurch ein Zugehörigkeitsgefühl und Gleichheit erfährt (ebd.). Dies bewirkt nach Kohut die Entwicklung von Gemeinschaftsgefühl und Stolz (Kohut 1976, 299).

„Zusammenfassend versteht Kohut unter „Selbstobjekt“ diejenige Dimension unseres Erlebens eines Mitmenschen, die mit dessen Funktion als Stütze unseres Selbst verbunden ist. Die psychoanalytische Selbstpsychologie betont außerdem, dass das fortgesetzte Bedürfnis nach Selbst-Objektbeziehungen während des ganzen Lebens normal ist. Auch ein gesunder Erwachsener hat Selbstobjekt-Bedürfnisse, allerdings in einer reiferen Form. Der Unterschied zwischen dem Kind und dem Erwachsenen liegt also nicht darin, ob Abhängigkeit oder Autonomie vorliegt oder nicht, denn auch das erwachsene Selbst kann nicht in einem psychologischen Vakuum ohne Selbstobjekt-Erfahrungen leben“ (ebd., 256f., Hervorh. i. Orig.).

Neben Heinz Kohut, der das Selbst als eigene psychische Struktur ansieht, befasste sich ca. zeitgleich vor allem Otto Friedmann Kernberg mit der Entstehung und der Entwicklung des Selbst. Er versteht das Selbst im Gegensatz zu Kohut als Teil des Ichs und definiert es folgendermaßen:

„Das Selbst ist eine intrapsychische Struktur, die sich aus mannigfachen Selbstrepräsentanzen mitsamt den damit verbundenen Affektdispositionen konstituiert. Selbstrepräsentanzen sind affektiv kognitive Strukturen, die die Selbstwahrnehmung einer Person in ihren realen Interaktionen mit bedeutsamen Bezugspersonen und in phantasierten Interaktionen mit inneren Repräsentanzen dieser anderen Personen, den sogenannten Objektrepräsentanzen, widerspiegeln“ (Kernberg 1978, 358).

Nach Kernberg entsteht die psychische Struktur eines Kindes aus einer Triade von Selbst-Repräsentanzen, Objekt-Repräsentanzen und den Affekten, die die beiden Ersteren verbindet (Tiedemann 2007, 260). Statt Selbst-Repräsentanzen verwendet Kernberg häufig die Begriffe Selbstbilder oder Selbstvorstellungen. Kernberg ist einer der bekanntesten Vertreter der Objektbeziehungstheorie, die unter anderem von Melanie Klein begründet wurde.

„Als „Objektbeziehungstheorie“ werden alle psychoanalytischen Theorieansätze bezeichnet, welche die Entwicklung psychischer Strukturen als Folge und als Ergebnis von Internalisierungsprozessen verstehen“ (ebd., Hervorh. i. Orig.).

Was aber sind Internalisierungsprozesse?

Diese vollziehen sich laut Kernberg in den ersten drei Lebensjahren und münden in einer ausgebildeten Ich-Identität, welche die oberste Ebene der Organisationsform der Internalisierungsprozesse darstellt (ebd.).

Zu den Erkenntnissen der Objektbeziehungstheorie zählen die Annahmen, dass das Ich sich primär durch die Integration von frühen Interaktions-Erfahrungen des Kindes mit den Eltern oder einer anderen Bezugsperson entwickelt, die zu mentalen Strukturen organisiert werden (ebd., 261). „Diese mentalen Strukturen, die Ich-Strukturen genannt werden, sind Systeme von Erinnerungen, die durch die Prozesse von Assimilation, Introjektion, Identifikation, Integration und Synthese zu einem übergreifenden Schema des Selbst organisiert werden“ (ebd.). Laut Tiedemann stellt Kernberg somit das stabile Selbst-Bild, auf dem das Selbst-Gefühl aufbaut, als Produkt der Organisation der frühen Objekt-Beziehungen dar (ebd.)

Zusammenfassend lässt sich zum jetzigen Zeitpunkt festhalten, dass das ursprüngliche Drei-Instanzen-Modell Freuds vom Ich-Psychologen Hartmann um 1950 moduliert und um den Begriff des Selbst erweitert wurde. In den 70er Jahren entwickelte Kohut die psychoanalytische Selbstpsychologie und rückte somit das Selbst, Selbst-Repräsentanzen, die Selbst-Objektbeziehungen und die Objektrepräsentanzen in den Mittelpunkt des psychoanalytischen Interesses. Er sah das Selbst als eine eigene psychische Struktur an, im Gegensatz zum Objektbeziehungstheoretiker Kernberg, der das Selbst als Teil des Ichs versteht, welches sich durch eine Selbst-Objekt-Affekt-Trias konstituiert. Die Selbstpsychologie und die Objektbeziehungstheorie stellen wichtige theoretische Strömungen dar, die häufig als einander entgegengesetzt verstanden werden. Die Autoren und Selbstpsychologen Bacal und Newman unternahmen jedoch einen Versuch, die beiden Theorien miteinander zu verbinden, oder wie sie es selbst ausdrückten, einen „Brückenschlag“ zwischen ihnen herzustellen, da jede Theorie bestimmte Stärken und Schwächen aufweist (Bacal, Newman 1994, 279).

„Was in der Objektbeziehungstheorie fehlt, implizit aber sehr wohl enthalten ist, ist der Begriff des Selbst, und was die selbstpsychologische Theorie ganz eindeutig impliziert, gleichwohl aber ignoriert, ist die zentrale Bedeutung, die sie einer ganz bestimmten ‚Objektbeziehung‘ nämlich der Beziehung zwischen dem Selbst und seinen Selbstobjekten, für die Entwicklung des Selbst beimisst“ (ebd.; Hervorh. i. Orig.).

Ein weiterer wichtiger Vertreter, der an der wissenschaftlichen Genese des Selbst maßgeblich beteiligt war, ist der Psychoanalytiker und Kinderarzt Donald W. Winnicott. Der Schüler Melanie Kleins und William D.R Fairbairns betonte die Wichtigkeit von Objektbeziehungen und zeigte ihre Bedeutung für die Selbstentwicklung auf (Tiedemann 2007, 268).

Winnicott übte in seinen Werken (wenn auch nur äußerst selten) Kritik an Freud, da ihm dieser in seinen Ausführungen die frühe Kindheit viel zu sehr vernachlässigte. „Auf den ersten Blick scheint es, als beschäftige sich ein Großteil der psychoanalytischen Theorie mit der frühen Kindheit und dem Säuglingsalter, aber in gewissem Sinn kann man sagen, Freud habe das Säuglingsalter als Zustand vernachlässigt“ (Winnicott 1974, 49).

Er meint weiters, dass erst die britischen Objektbeziehungstheoretiker der Mutter-Kind-Beziehung den theoretischen Stellenwert gegeben haben, den sie verdient (ebd.). Den Zitaten entnehmend, lässt sich festhalten, dass Winnicott sein Hauptaugenmerk auf die Beziehung zwischen Mutter und Kind legt. Seine Überlegungen beginnen mit der Frage nach dem Ich und er kommt zu dem Schluss, dass man den Ausdruck „Ich“ benutzen kann, um jenen Teil der wachsenden menschlichen Persönlichkeit zu beschreiben, der dazu neigt, sich unter geeigneten Bedingungen zu einer Einheit zu integrieren (Winnicott 1984, 37 zit. n. Sesink 2002, 37). Unter Integration versteht Winnicott eine Leistung des Ichs und einen Zustand, in dem der Mensch die Gewissheit seines Seins erlangt hat, eines „Ich bin“, in Abgrenzung von allem, was nicht Ich ist. Er geht davon aus, dass es das Ich bereits von Geburt an gibt und geht in weiterer Folge auch nicht näher auf dieses Wort bzw. diesen Begriff Ich ein (Sesink 2002, 37). Hat der Mensch das Stadium des „Ich bin“ erreicht, erlangt er Gewissheit über sein Sein und kann die eigene Person vom Rest der Welt unterscheiden (ebd.). Nun kann durch ein reflexives Moment der nächste Schritt zum Stadium des Selbst vonstattengehen.

Dieses Moment enthält eine kognitive Komponente (Selbstbewusstsein, Selbstreflexion) und eine soziale Komponente (Miteinbeziehung der Perspektive anderer Personen auf die eigene Person) (ebd. 87). Das Selbst bildet sich laut Winnicott „durch soziale Vermittlung des persönlichen Seins mit den objektiven Gegebenheiten der sozialen Realität“ (ebd. 98).

Ist die Resonanz auf das eigene Sein positiv, bildet sich daraus das „zentrale Selbst“, das Winnicott mit dem Ausdruck das „wahre Selbst“ beschrieben hat (ebd.).

Detaillierter ausgedrückt entwickelt sich das Selbst seiner Ansicht nach in einer hinreichend empathischen und fürsorglichen mütterlichen Umwelt. Der Säugling und die Mutterpflege bilden zusammen eine Einheit und können nicht als voneinander getrennte Personen angesehen werden. In seinen Ausführungen bemerkt Winnicott, dass es einen Säugling an sich gar nicht gibt, da immer dort, wo ein Säugling zu finden ist, auch mütterliche Fürsorge, oder wie er es nennt, eine „haltende Umwelt“ zu finden ist (Winnicott 1974, 50f.).

Winnicott vertritt die Auffassung, dass die Versorgungsfunktionen, die die Mutter in Bezug auf die Bedürfnisse des Babys erfüllt, die wichtigsten Determinanten psychischer Gesundheit darstellen. Das Resultat aus dieser Beziehung zwischen der „hinreichend guten Mutter“ und dem Kind ist das wahre Selbst. Versagt die empathische Versorgung der mütterlichen Umwelt, entsteht laut Winnicott ein falsches Selbst, das das wahre Selbst vor den destruktiven mütterlichen Einflüssen schützen soll (ebd.). So viel zur frühen Säuglingsentwicklung bei Winnicott.

Allgemeiner ausgedrückt lässt sich das wahre Selbst auch so beschreiben, dass es nicht identisch ist mit dem 'ererbten Potenzial', sondern dass es sich aus dem entwickelt, was aus dem ererbten Potenzial im Verlaufe des Integrationsprozesses geworden ist (Sesink 2002, 98). Es ist allerdings ein Irrglaube anzunehmen, dass die Erörterungen Winnicotts das Erkennen des „wahren Selbst“ bei sich selbst oder bei anderen ermöglichen. Das Selbst kann nicht gefunden werden, da dies eine Bedrohung für es selbst darstellen würde und aus diesem Grund wissen Individuen von sich nicht, was ihr „wahres Selbst“ ist, sondern es ist genau das, was überhaupt, auch einem selbst, verborgen bleibt (ebd., 100).

Die Bildung eines „falschen Selbst“ entsteht, wie oben ausgeführt, aus einem bedingungslosen Sich-Fügen (Winnicott 1974, 189). Totale emotionale, soziale etc. Anpassung stellt eine Gefahr für das „wahre Selbst“ dar, jedoch ist Winnicott davon überzeugt, dass es eine vollständige Unterdrückung oder Vernichtung des wahren Selbst nicht gibt. Aus diesem Grund existiert irgendwo im Inneren einer Person selbst bei tiefster Spaltung eine fortglimmende Glut des wahren Selbst, die nicht von der Asche der Anpassung des falschen Selbst gänzlich erstickt werden kann (Sesink 2002, 107). So viel zu Winnicott und zur Objektbeziehungstheorie – die Zeitreise durch die geschichtliche Entwicklung der Begriffe Ich und Selbst geht weiter.

Einen Paradigmenwechsel brachte die kognitive Wende in der Psychologie mit sich, denn der empirischen Psychologie waren die Begriffe Ich und Selbst noch viel zu metaphysisch (Bittner 2001, 71). Es entstand die Selbstkonzeptforschung, die in den frühen 1970ern begann und ihren Höhepunkt ungefähr gegen Ende der 1980er Jahre erreichte (ebd.).

Namhafte Vertreter dieser Bewegung sind zum Beispiel George Herbert Mead und William James. Als Selbstkonzepte galten „jene Theorien ..., die eine Person von sich hat. Das Selbst bzw. Selbstkonzept erschien nun nicht länger als ein ‚festgefügtes und generalisiertes Gebilde‘“ (Heckhausen 1980, 493).

Als Selbstbegriff wird das verstanden, was sich das Individuum an Eigenschaften zuschreibt, wenn ihm solche in Form von „Anstreichlisten“ angeboten werden (Thomae 1968, 257f., zit. n. Müller 1983, 157f.).

Man beschäftigte sich mit den Theorien, die ein Mensch von sich selbst hat und stellte sich den Menschen als einen Wissenschaftler seiner selbst vor. Es gelte, das „in der Alltagserfahrung unwidersprochene und jedem Menschen vertraute Phänomen zu erklären, dass er um seine personale Existenz und Kontinuität weiß“ (Filipp 1979, 139). Der wissenschaftliche Ertrag dieser Forschung bestand aus dem Entschlüsseln einer gewissen immanenten Logik und Rationalität alltäglicher Lebensbewältigung (Bittner 2001, 72).

2.4 Resümee

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die psychoanalytische Theorieentwicklung der Begriffe Ich und Selbst auch den diversen Richtungen zu ihren Namen verholfen hat. Beginnend mit der Ich-Psychologie, zu deren Vertretern unter anderem Hartmann, Sigmund und Anna Freud zählen, über die analytische Psychologie von Jung und seinen Schülern, die von Kohut und weiteren Anhängern zur Selbstpsychologie weiterentwickelt wurde, in etwa zeitgleich zur Objektbeziehungstheorie, der sich Melanie Klein, Winnicott und viele mehr verschrieben haben, bis hin zur Selbstkonzeptforschung in der Entwicklungspsychologie. An diesem Punkt der Arbeit (zeitlich gesehen befinden wir uns Anfang der 1980er Jahre) ist bereits auszumachen, dass sich durch die Diskussion der Begriffe zwar viele neue Disziplinen in der Psychoanalyse und Psychologie aufgetan haben, es jedoch immer noch kein einheitliches Verständnis über das Ich und das Selbst gibt, auch nicht innerhalb der Disziplinen.

Damit geht die Psychoanalyse ihren Weg weiter vom Ich als einer metaphysischen Konstruktion zu Begriffen wie Selbst und Identität (Bittner 1998, 217ff.). Die Begriffsvielfalt und die Entwicklung neuer Theorien zu jedem (neuen) zentralen Begriff kennt kein absehbares Ende. Dies bedeutet auch, dass es jedem (Wissenschaftler) obliegt, welcher Richtung, welchen Gedanken er sich anschließen möchte, um sein Verständnis über das Ich und das Selbst zu erweitern, zu reformieren und zu modulieren. Im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen die Publikationen von Günther Bittner, weshalb es nur logisch erscheint, sich mit seinen Gedanken betreffend das Ich und das Selbst auseinanderzusetzen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass diese Diplomarbeit einen Lobgesang oder die ausschließliche Verteidigung der Bittner'schen Theorien zum Ziel hat. Vielmehr soll durch die Erarbeitung ersichtlich werden, ob es sich als Pädagoge lohnt, ein Anhänger der Bittner'schen Theorien über das Ich und das Selbst zu werden, oder nicht. Aus diesem Grund wird versucht, in der wissenschaftlichen Erarbeitung weitgehend objektiv und unvoreingenommen vorzugehen, auch wenn der Wunsch vorliegt, endlich ein einheitliches Verständnis der Begriffe Ich und Selbst zu erlangen. Damit dieser Wunsch nicht die wissenschaftliche Erarbeitung beeinträchtigt, kennt die gewählte Methode, die Hermeneutik, bestimmte Grundsätze, nach denen vorzugehen ist. Diese Grundsätze sollen ein voreingenommenes, überwiegend subjektives und wunschgeleitetes Forschen verhindern bzw. einschränken. Demgemäß widmet sich das folgende Kapitel der Hermeneutik und den wissenschaftlichen Grundsätzen hermeneutischer Arbeit.

3. Explikation der Forschungsmethode

Das folgende Kapitel ist der differenzierten Darstellung der gewählten Forschungsmethode gewidmet. Es gliedert sich in drei Unterkapitel und soll das Fundament für die in Kapitel 5 angestrebte empirische Erarbeitung der Fragestellung bilden.

3.1 Die Hermeneutik

Der hermeneutische Ansatz der Erziehungswissenschaft geht davon aus, „dass die den Geistes- und Sozialwissenschaften zukommende methodische Grundorientierung das Verstehen ist“ (Koller 2010, 200f.). Hermeneutik wird im Allgemeinen als die Lehre vom Verstehen beschrieben (ebd. 200). Diese Aussage allein reicht allerdings nicht aus, um zum einen den hermeneutischen Ansatz in der Geisteswissenschaft zu definieren und zum anderen ein Verständnis des Begriffes Verstehen herzustellen. Daher sollen folgende Ausführungen ein Grundverständnis der Hermeneutik als Methode in der Geisteswissenschaft erzeugen, um in weiterer Folge aufzuzeigen, warum diese Methode für die vorliegende Diplomarbeit gewählt wurde und wie mit ihr gearbeitet wird.

3.1.1 Geschichte und Grundbegriffe der Hermeneutik in der Geisteswissenschaft

Das Wort Hermeneutik hat seinen Ursprung im Altgriechischen – *ermeneuin* –, was so viel bedeutet wie „den Sinn einer Aussage erklären, verkünden, dolmetschen, auslegen etc.“ (Klafki zit. n. Rittelmeyer, Parametier 2007, 126). Im Zusammenhang mit dem Begriff Hermeneutik wird etymologisch immer wieder auf den griechischen Götterboten Hermes verwiesen, der die Botschaften der Götter den Sterblichen verkündete und ihnen diese so erklärte, dass sie sie auch verstanden (ebd. 1).

Der Begriff selbst dürfte sich im 17. Jahrhundert entwickelt haben und die Recherche ergab, dass die sogenannte „Kunstlehre des Verstehens“ in der Pädagogik zuerst von Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher aufgegriffen wurde (Flitner 1989, 33). Er entwickelte eine allgemeine Hermeneutik und fasste die zu diesem Zeitpunkt herrschende Vielzahl von speziellen Hermeneutiken mit ihren jeweils innewohnenden Regeln zu einer ganzen Methode zusammen.

Ihm ist die wissenschaftliche Verankerung der Hermeneutik als Methode in der Pädagogik zu verdanken. An Schleiermachers Arbeiten zur Hermeneutik knüpfte unter anderem Wilhelm Dilthey an, der maßgeblich für die Weiterentwicklung und wissenschaftliche Fundierung der Hermeneutik als Methode in der Pädagogik bzw. Geisteswissenschaft verantwortlich ist. Er konnte durch seine methodologische Konzeption des hermeneutischen Verstehens die Geisteswissenschaft klar von der Naturwissenschaft abgrenzen (Koller 2010, 201). Ein in diesem Zusammenhang häufig zitierter Satz Diltheys lautet: „Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir“ (Dilthey 1894/1982, 144). Dieser Aussage kommt deshalb so große Bedeutung zu, da Dilthey damit auf ein wichtiges Thema der Hermeneutik hinweist – den Unterschied zwischen Verstehen und Erklären. Das Erklären beschäftigt sich mit dem „Herleiten von Tat-sachen aus Ur-sachen“ (Flitner 1989, 36; Hervorh. i. Orig.), oder anders ausgedrückt, mit der Frage, warum jemand etwas tut. Das Verstehen hingegen bezeichnet „das Erkennen von etwas als etwas (Menschliches) und gleichzeitig das Erfassen seiner Bedeutung“ (ebd.), also mit der Frage nach dem, als was etwas erscheint. Dilthey (1900/1982, 318) spricht in diesem Zusammenhang vom Verstehen eines „Inneren“ und meint damit die Erkenntnis aus dem Vorgang, durch den wir aus Zeichen, die von außen sinnlich gegeben sind, ein Psychisches, eben ein Inneres, erkennen. Dieses Innere bezeichnet Dilthey als so umfassend, dass es unser gesamtes Leben betrifft (ebd.).

Es zeigt sich als Sinn und Bedeutung eines Sachverhaltes, und um diese bzw. diesen zu erschließen, benötigt es das Verstehen im Sinne der Hermeneutik (Koller 2010, 204). Als Sachverhalte werden in der Geisteswissenschaft sinnhafte Gebilde bzw. Phänomene verstanden, denen von beteiligten Menschen Sinn und Bedeutung zugeschrieben werden. Ohne die Kenntnis ihrer Bedeutung ist es nicht möglich, jene Sachverhalte zu verstehen (ebd., 203). Hermeneutische Verfahren haben es zunächst mit Sachverhalten zu tun, welchen vom Menschen ein gewisser Sinn bzw. eine gewisse Bedeutung zugeschrieben werden. Im Falle dieser Diplomarbeit besteht der Sachverhalt aus den Schriften Günther Bittners. Deren „Inneres“, also deren Sinn und Bedeutung, wird versucht zu verstehen, oder man versucht, diese in „sinnentsprechender Formulierung zu interpretieren oder auszulegen“ (Klafki zit. n. Rittelmeyer, Parametier 2007, 127).

Da es sich bei den Schriften Günther Bittners um „dauernd fixierte Lebensäußerungen“ handelt, wie Dilthey (zit. n. Flitner 1989, 45) sie nennen würde, wird für die vorliegende Arbeit, um Sinn und Bedeutung zu verstehen, ein wesentliches Feld der Hermeneutik herangezogen: die Textinterpretation.

Interpretation ist hierbei nicht als beliebig gewonnene Texterkenntnis zu verstehen, sondern „mit Interpretation oder Auslegung wird das methodische Verfahren bezeichnet, in dem der Forschende selbst erst zur Erkenntnis dessen, was der Text meint, kommt“ (Klafki zit. n. Rittelmeyer, Parametier 2007, 127). Die sogenannte „Kunst der Auslegung“ ist demnach mehr eine Kunstfertigkeit, die handwerkliches Können sowie Wissen voraussetzt und nach bestimmten Regeln ausgeübt wird (Flitner 1989, 32). Bevor diese Regeln oder Techniken vorgestellt werden, soll noch kurz auf die wissenschaftliche Relevanz der Hermeneutik eingegangen werden.

Der hermeneutische Ansatz bedient sich ebenso wie andere wissenschaftliche Methoden gewisser Techniken, die der Forscher anwendet, um zu einem Verständnis zu kommen. Im Gegensatz zu quantitativen und qualitativen Forschungsmethoden kann hermeneutisches Verstehen dem Wissenschaftskriterium der „Allgemeingültigkeit nicht gerecht werden, sofern darunter ein von jedem jederzeit Überprüfbares verstanden wird“ (ebd., 66). Den Begriffen Interpretation, Deutung oder Auslegung haftet das wissenschaftliche Unwort „Subjektivität“ an, jedoch ist diese eine Vorbedingung des Verstehens, sofern sie nicht willkürlich auf den Forschungsgegenstand angewandt wird. Warum? Weil sich das Subjekt immer an einer Erkenntnis beteiligt. Verstehen ist nur möglich aufgrund der Subjektivität des Verstehenden.

Nach Otto Friedrich Bollnows „Das Verstehen“ (1949) stellt die Subjektivität keine Beeinträchtigung der Objektivität dar, da die Verbindlichkeit des Verstehens nicht vom Subjekt, sondern vom Objekt her bestimmt wird. Er bezeichnet dies als „Angemessenheit der Erkenntnis an ihrem Gegenstand“ (ebd.). Verstehen und angemessene Erkenntnis hängen demnach untrennbar mit dem Objekt und dem Subjekt zusammen, das nicht beliebig oder befangen mit dem Untersuchungsgegenstand umgeht. Aus diesem Grund wurden für die Interpretation Anhaltspunkte bzw. Regeln formuliert, die dem Verstehen und der Erkenntnis dienlich sein sollen. Diese werden im nächsten Kapitel näher erörtert.

3.2 Methodische Vorgehensweise

Die Hermeneutik als Methode bietet eine Vielzahl von Regeln bzw. Anhaltspunkten, wie hermeneutisches Verstehen erzielt werden kann. Daher ist es unabdingbar, sich diverse Ansätze verschiedener Autoren anzusehen und zu entscheiden, mit welchen Ansätzen die dieser Arbeit zugrunde liegende Forschungsfrage beantwortet werden kann. Die hierfür gewählten Anhaltspunkte lassen sich nicht auf einen einzigen Autor beschränken und sollen in diesem Kapitel ausführlich dargestellt werden. Wie oben erwähnt, wird das Forschungsmaterial mittels der Textthermeneutik erarbeitet werden. Diese Feststellung beinhaltet bereits den ersten Arbeitsschritt.

3.2.1 Strukturelle Fragen an den Text

Bevor die Schriften Günther Bittners auf ihren Bezug zur leitenden Forschungsfrage untersucht werden, soll jeder für die Arbeit herangezogene Text im Hinblick auf seine Struktur beleuchtet werden. Dafür eignen sich nach Rittelmeyer und Parametier fünf Fragen, die an den Text herangetragen werden können, um abseits des Alltagsverständnisses eine erste Systematik zu entwickeln:

„Wie ist der Text historisch einzuordnen? Gibt es zentrale Inhalte und Begriffe? Welche Diskursregeln bestimmen den Text? Welche Deutungen und Behauptungen unserer oder einer fremden Interpretation werden durch das interpretierte Textmaterial wirklich gestützt? Kommt die Interpretation zu Erkenntnissen oder nur zu Paraphrasen?“ (Rittelmeyer, Parametier 2007, 50)

Folgt man diesen Punkten, erhält man einen ersten Überblick über den Text und kann ihn in weiterer Folge systematisch erarbeiten. Noch wird nicht in die Tiefe des Textes und Inhalts gegangen, dies soll erst im zweiten Schritt geschehen.

3.2.2 Interpretationstechniken

Textthermeneutik heißt auch, dass ein und derselbe Text mehrere Male unter verschiedenen Gesichtspunkten gelesen wird. Jeder Lesedurchlauf geschieht mit neuem Fokus. Man setzt sich sozusagen immer wieder eine neue Lesebrille auf.

Waren im vorigen Unterkapitel noch grobe Strukturen wie Historizität und Kernaussagen von Interesse, so wird der Text nun innerhalb des Gesichtspunktes der Textinterpretation strukturiert. Dies sind nach Rittelmeyer und Parametier allgemeine Interpretationsgrundsätze, welche auf verschiedenartige Textsorten akzentuiert werden können (Rittelmeyer, Parametier 2007, 50ff.).

Da die vorliegende Diplomarbeit sich nicht nur mit einer, sondern mit vielen verschiedenen Publikationen Bittners beschäftigen wird, erscheint es sinnvoll, die Interpretationstechnik jeweils aufs Neue zu hinterfragen. Grundsätzlich sei angemerkt, dass die im Folgenden genannten fünf Interpretationstechniken nicht strikt voneinander abgrenzbar, sondern in der Regel miteinander verwoben sind (ebd., 51).

Die strukturelle Interpretation

- Dabei wird das Augenmerk auf die formalen Bestandteile des Textes gelegt: „Analyse des Textaufbaus, der syntaktischen Figuren, Satztypen, Gliederungsregeln usw.“ (ebd.).

Die kontextuelle Interpretation

- Damit ist die Analyse der in der jeweiligen Sprachtradition vorhandenen Metaphern, Argumente, rhetorischen Figuren gemeint (ebd.).

Die komparative Interpretation

- Diese Art der Interpretation ist besonders interessant, da es sich dabei um den Vergleich verschiedener Texte zum gleichen Thema handelt. Der Fokus dieser Arbeit liegt wie bereits mehrfach erwähnt auf jenen Schriften Günther Bittners, in denen er sich mit den Begriffen Ich und Selbst auseinandergesetzt hat. Dies hat zur Folge, dass in der Interpretation gefragt werden wird, wo die Unterschiede oder Gemeinsamkeiten zwischen den Texten liegen, ob sich im Laufe der Zeit Veränderungen in der Ansichtsweise Bittners ergeben haben, welche Thesen sich bei ihm durchziehen etc.

Die psychologische bzw. mimetische Interpretation

- Psychologisches Verstehen ist bei der Textinterpretation unerlässlich, stellt aber allenfalls einen Teil des hermeneutischen Verstehens dar, da es sich dabei nicht um Sinn-Verstehen im hermeneutischen Sinn handelt (Flitner 1989, 44). Wichtig für die Interpretation ist sowohl das Verschmelzen mit dem Text als auch mit dem Autor. Das bedeutet, der Interpret soll mit größtmöglichem Einfühlungsvermögen den Text, den Autor und sein eigenes Erleben interpretieren und diese Eindrücke nicht aussparen (ebd.).

Die experimentelle Interpretation

- Damit sind Fragen in der Interpretation gemeint, die mit „Was wäre, wenn ...“ beginnen würden. Warum ist etwas genau so geschrieben und was würde es bedeuten, wenn es stattdessen so oder so geschrieben wäre (ebd.).

Oben wurde ausgeführt, dass Rittelmeyer und Parametier in ihrem Buch „Einführung in die pädagogische Hermeneutik“ fünf Interpretationstechniken angeben, die der weiteren Strukturierung der wissenschaftlich zu untersuchenden Texte dienen.

Sie erweitern jene jedoch um eine weitere, fachspezifische Technik, welche gerade in der erziehungswissenschaftlichen Hermeneutik von großer Bedeutung ist:

Die pädagogische Interpretation

Hermeneutik als Methode in der Pädagogik setzt voraus, dass der Pädagoge „alles, was ihm an Schriftlichem, konkreten Situationen oder gesellschaftlich-politischen Gegebenheiten begegnet in Hinblick auf Erziehung und Bildung auslegt. Diese machen den Kern seines Verstehens aus“ (Flitner 1989, 91). Jeder Mensch hat eine bestimmte Auffassung davon, was er unter Bildung und Erziehung versteht, weshalb festgehalten werden soll, dass diese Begriffe bereits in unser aller (Vor-) Verständnis vorhanden sind. Der Anspruch der Hermeneutik an die Pädagogik ist, dass das Vorverständnis reflektiert, somit transparent und in die wissenschaftliche Überlegung miteinbezogen wird.

Da die Konkretisierung des Vorverständnisses für den hermeneutischen Ansatz wesentlich ist, wurde dies bereits in Kapitel 2 in Hinblick auf die Begriffe Ich und Selbst differenziert dargestellt.

Die pädagogische Interpretation beinhaltet somit zusammengefasst auch Fragen wie „Welchen Stellenwert könnte der Text im menschlichen Bildungsprozess haben? Welche pädagogischen Gehalte bereichern gerade durch diese sprachliche Darstellung unser Verständnis von Erziehung und Bildung?“ (Rittelmeyer, Parametier 2007, 52).

Kurz gesagt, Fragen, bei denen es sich um die pädagogische Relevanz, den pädagogischen Ertrag aus dem Text handelt. So lässt sich festhalten, dass das Forschungsmaterial nicht nur auf die Begriffe Ich und Selbst durchsucht, sondern auch auf deren Stellenwert für die Pädagogik geachtet wird.

Mit den Unterkapiteln 3.2.1 und 3.2.2 wurden die ersten beiden Schritte der methodischen Herangehensweise an den Text dargestellt.

Beginnend mit der ersten groben Strukturierung des Textes über die einzelnen Interpretationstechniken soll nun in die Tiefe des Forschungsmaterials gegangen werden. Um eine methodische Nachvollziehbarkeit zu gewährleisten, wird dies anhand gewisser methodischer Grundsätze hermeneutischer Interpretation (manche fachspezifischen Autoren sprechen auch von Regeln) durchgeführt werden, die im nächsten Kapitel vorgestellt werden sollen.

3.2.3 Methodische Grundsätze hermeneutischer Interpretation

Für die Auslegung psychoanalytisch-pädagogischer Texte werden von verschiedenen, in der Thematik verorteten Autoren Anhaltspunkte für die Vorgehensweise bereitgestellt. Klafki (1971) bezeichnete diese als „methodologische Grunderkenntnisse“, Flitner nennt sie „hermeneutische Anhaltspunkte“ (1989), Koller weist sie als „Grundregeln“ (2010) aus und bei Rittelmeyer und Parametier findet man den Ausdruck „methodische Grundsätze hermeneutischer Interpretation“ (2007). Letztgenannter Begriff wurde auch für die Überschrift des Kapitels gewählt, da Verstehen nicht nach Regeln vonstattengehen kann, sondern Anhaltspunkte und methodische Grundsätze eher zur Selbstkontrolle während der hermeneutischen Erarbeitung dienen.

Durch die Literaturrecherche ergab sich, dass sich die oben genannten Autoren in ihren Überlegungen zu den methodischen Grundsätzen überwiegend ähneln, jedoch musste eine Entscheidung getroffen werden, welche Anhaltspunkte hermeneutischer Auslegung und Erarbeitung für diese Arbeit am besten geeignet wären. Dies schließt ein Miteinfließen der Gedanken anderer Autoren nicht aus, jedoch bilden die hermeneutischen Anhaltspunkte für die Auslegung von (pädagogischen) Texten, die Wilhelm Flitner in seinem Werk „Das Selbstverständnis der Erziehungswissenschaft“ (1989) nennt, die Basis der folgenden Ausführungen.

Flitner (1989, 93-95) gliedert die Grundsätze der hermeneutischen Interpretation in drei große Bereiche, welche hier mit den Buchstaben A, B und C gekennzeichnet werden.

A) Vorbereitende Interpretation:

Die Prüfung der Quellen, also der Texte, auf ihre Authentizität, stellt einen wichtigen Grundsatz hermeneutischen Arbeitens dar. Dabei werden Fragen an den Text gestellt, zum Beispiel: „Welche Art von Text ist es?“ (ebd., 94), „Ist dieser Text wissenschaftlicher Natur?“ (ebd.), „Wann wurde der Text publiziert?“, „Gibt es eine jüngere Auflage?“ etc. (ebd.)

Die eigene Vormeinung und Voreinstellung muss dem Interpreten vor Beginn der Auslegung klar sein. Dies bedeutet, dass das subjektive Vorverständnis, das Vorwissen und die Fragestellung bezüglich des Themas bewusst gemacht werden müssen (ebd.). Die Reflexion des Vorverständnisses verhindert eine eingeschränkte Sichtweise auf den Text und somit auf die Interpretation. Aus diesem Grund wurde auch in den Kapiteln 1 und 2 das Vorverständnis, dem die methodische Erarbeitung zugrunde liegt, schriftlich ausformuliert, in weiterer Folge immer wieder am Text reflektiert und gegebenenfalls Änderungen vorgenommen. An dieser Stelle sei angemerkt, dass die Fragestellung und das darin eingeschlossene Vorverständnis grundsätzlich keinen Störfaktor bilden, sondern vielmehr die Voraussetzung dafür sind, „dass ein Text überhaupt interpretiert werden kann“ (Klafki zit. n. Rittelmeyer, Parametier 2007, 134).

Der gesamte Text soll systematisch auf seinen allgemeinen Sinn, seine Gliederung, seine Kernaussagen untersucht werden (Flitner 1989, 94). Dabei sind Hauptthesen, Begründungen, Inhaltsverzeichnis, Exkurse und leitende Gedanken ebenso zu beachten wie der Text als Ganzes (Klafki zit. n. Rittelmeyer, Parametier 2007, 143).

B) Textimmanente Interpretation:

Dieser Grundsatz richtet sich an die semantischen und syntaktischen Aspekte des Textes. Die Untersuchung umfasst Wortbedeutungen sowie grammatische Zusammenhänge der Sätze (Flitner 1989, 94f.). Syntaktische Mittel sind für die Erarbeitung der Argumentationen eines Textes von großer Wichtigkeit und bringen seine Aussagen in einen logischen oder zeitlichen Zusammenhang (Koller 2010, 211). Klafki zufolge gehören zu syntaktischen Mitteln vor allem Konjunktionen wie: aber, denn, trotzdem, danach usw. (Klafki, 1971/2001, 141). Semantische Aspekte hingegen beschäftigen sich mit der Bedeutung der einzelnen Elemente eines Textes.

Besonders bei Wörtern, „die auf irgendeine Weise ‚ungewöhnlich‘ und deshalb ‚auslegungsbedürftig‘ sind, ist die semantische Erarbeitung bedeutend“ (ebd.).

Ein weiterer wichtiger Punkt, der bei der Auslegung beachtet werden soll, ist die logische Stringenz der Texte. Dies bedeutet, dass der Text auf seine Widerspruchsfreiheit, Nachvollziehbarkeit und seinen Argumentationszusammenhang untersucht wird (Klafki zit. n. Rittelmeyer, Parametier 2007, 144). Eine Gliederung des Textes in grobe und einzelne Bereiche kann laut Flitner hilfreich sein (Flitner 1989, 95).

Das Auftreten von Widersprüchen innerhalb eines Textes soll thematisiert, jedoch nicht bewertet werden. Der Autor muss zu jeder Zeit für vernünftig gehalten werden, so dass „eine Unstimmigkeit prinzipiell zunächst zu Lasten des Nicht-Verstehens des Interpreten und nicht zu Lasten des Autors geht“ (ebd.). Kann der Widerspruch trotz intensiven Lesens nicht aufgelöst werden, so ist die Lösung für den Interpreten in dieser Situation der Satz „Ich verstehe das so und so“ (ebd.).

C) Koordinierende Interpretation:

Ein wesentliches Merkmal der Interpretation ist der Kontext, in dem der Text veröffentlicht wurde. Kontext bedeutet in diesem speziellen Punkt die Bezogenheit auf das Gesamtwerk des Autors (ebd.). Die für die Untersuchung herangezogenen Schriften Günther Bittners erstrecken sich über einen langen Zeitraum und werden deshalb auch unter dem Blickwinkel der Historizität analysiert. Das bedeutet, dass der Interpret sich beispielsweise mit der Frage beschäftigt, ob der behandelte Text ein Früh- oder ein Spätwerk des Autors ist. Manchmal ist es auch notwendig, bei Texten „über den immanenten Zusammenhang hinauszugehen und weitere Quellen hinzuzuziehen“ (Klafki zit. n. Rittelmeyer, Parametier 2007, 140), um beispielsweise den geschichtlichen Kontext besser herauszuarbeiten.

Nicht nur das eigene Vorverständnis soll bewusst gemacht werden, auch die bewussten und unbewussten Voraussetzungen des Autors sind aufzudecken (Flitner 1983, 95). So sind zum Beispiel politische, religiöse etc. Stellungnahmen, die nicht dem theoretischen Erkenntnisstreben gewidmet sind, mit in die Interpretation zu nehmen, um auch die Einstellung des Autors zu thematisieren (ebd.).

Insbesondere im pädagogischen Feld kann das Eruieren des Textsinns zu einem besseren Verständnis beitragen (ebd.). Damit ist gemeint, dass jegliche „Auffassungen, Zielsetzungen, Thesen, Argumentationen, die ein Autor in einem Text äußert, entscheidend durch seine gesellschaftliche Situation oder Position mitbestimmt werden“ (Klafki zit. n. Rittelmeyer, Parametier 2007, 147).

Aus diesem Grund darf die Differenz zwischen der Situation des Autors und der des Interpreten nicht verwischt werden, vielmehr soll sie in ihrem Zusammenhang erschlossen werden (ebd.). „Die verstandenen Sinn- und Wirkungszusammenhänge sind als Hypothesen zu formulieren und als solche zu deklarieren“ (Flitner 1989, 95).

Im weiteren Verlauf der wissenschaftlichen Untersuchung muss immer wieder überprüft werden, ob sich die formulierten Hypothesen auch weiterhin bewähren oder ob sie korrigiert werden müssen. „Die Erfahrung zeigt, dass einmal Verstandenes sich wandeln kann, je länger und intensiver man mit einem Autor und einer bestimmten Sache umgeht“ (ebd.).

Diese zehn methodischen Grundsätze hermeneutischer Interpretation werden im empirischen Teil dieser Diplomarbeit zum Tragen kommen. Der letzte Punkt jedoch bedarf noch einer Kommentierung, da in ihm das Prinzip des hermeneutischen Zirkels steckt, welcher vor der konkreten Forschungsarbeit dargestellt werden muss.

3.2.4 Der hermeneutische Zirkel

Hermeneutisches Verstehen hat höheres Verstehen zum Ziel. Dieses kann zum einen dadurch erreicht werden, dass bei der Auslegung der Texte oben genannte Grundsätze und Techniken angewandt werden, zum anderen findet während der hermeneutischen Erarbeitung der Texte ein Prozess statt, welcher nun kurz skizziert werden soll.

Es handelt sich dabei um eine Art Kreisbewegung, den sogenannten „hermeneutischen Zirkel“ (Flitner 1989, 56).

Der Wissenschaftskonzeption zufolge stellt diese Kreisbewegung ein unhintergebares Moment des Verstehensvorgangs dar, bei dem zwei Operationen, die nun folgend beschrieben werden, angewendet werden (Koller 2010, 214). Es handelt sich dabei um induktive und deduktive Operationen.

Erstgenannte zeigen, dass sich die Bedeutung des ganzen Textes aus dem je Besonderen, also aus den einzelnen Sätzen erschließen lasse. Deduktives Vorgehen meint, dass das Verstehen einer einzelnen Äußerung immer schon auf einem Vorverständnis des Ganzen beruht. Kurz gesagt, besteht beim deduktiven Vorgehen bereits eine „Vermutung über den Zusammenhang des je Einzelnen mit dem Ganzen“ (ebd.).

Das Verstehen im Sinne des hermeneutischen Zirkels beruht auf dem Vorgang, bei dem diese beiden Operationen, „der induktive Schluss vom Besonderen auf das Allgemeine und das deduktive Herantragen eines allgemeinen Vorverständnisses an das Besondere, wechselseitig aufeinander angewiesen und ohne einander nicht denkbar sind“ (ebd.).

Das eigene Vorverständnis ist demnach sehr wichtig und wird durch das erweiterte Textverständnis ständig korrigiert, da durch den Prozess des induktiven und deduktiven Vorgehens immer wieder neue Zusammenhänge erschlossen werden. Dieser Prozess verläuft nicht in den stets gleichen Bahnen, sondern das Wissen und das eigene Verstehen nehmen zu, man erlangt fortschreitend ein sogenanntes höheres Verstehen.

In der Wissenschaft spricht man von einer hermeneutischen Spirale, da der Forscher sich nicht einfach im Kreis bewegt, sondern mehr und mehr ein tieferes Verständnis des Gegenstands gewinnt (Klafki 1971/2001, 145).

Abschließend sei hierzu gesagt, dass die hermeneutische Spirale im Empirieteil nicht als eigene Kategorie ausgewiesen wird, da sich dieser Prozess durch die oben genannten Grundsätze hermeneutischen Arbeitens ergeben wird. Es wird nach Abschluss der hermeneutischen Erforschung reflektiv auf diese Spirale eingegangen werden, um damit zu verdeutlichen, ob und wie ein tieferes Verstehen der bearbeiteten Texte erlangt wurde. Vor der hermeneutischen Erforschung der Texte Günther Bittners wird nachfolgend das Forschungslayout dargelegt und erklärt, auf welche Texte Bezug genommen wird und warum gerade diese Texte ausgewählt wurden.

3.3 Forschungslayout

Bevor die in Kapitel 4 angestrebte hermeneutische Erforschung der Schriften Günther Bittners dargestellt wird, soll die der Texthermeneutik zugrunde liegende Haltung des Forschers beschrieben werden, da diese eine wesentliche Voraussetzung für die Erkenntnis bildet (Flitner 1989, 96).

Flitner meint diesbezüglich, dass sich jemand, der verstehen will, auch als Wissenschaftler, zunächst die Bereitschaft zum Verstehen aneignen muss. Dies beinhaltet verschiedene Momente, wie zum Beispiel Geduld mit sich selbst, eine Portion Bescheidenheit, Respekt und Toleranz gegenüber dem Autor und das Moment der Offenheit für Neues und/oder Ungewohntes.

Auch der Wille zur Selbstkritik und ständigen Reflexion der eigenen Vormeinungen gehört zur Grundhaltung der Hermeneutik als Wissenschaft und ist unverzichtbar, um zu einem tieferen Verständnis zu gelangen (ebd.). Die beschriebene Grundhaltung ist Teil dieser Arbeit und es liegt im Bestreben der Verfasserin, wissenschaftlich korrekt vorzugehen.

3.3.1 Gliederung des empirischen Teils

Im Zuge der Literaturrecherche wurde rasch deutlich, dass die zahlreichen Publikationen Bittners einer Einschränkung und Gliederung bedürfen, die einerseits dem Leser die Nachvollziehbarkeit gewährleistet und andererseits dem roten Faden dieser Arbeit und der Beantwortung der Forschungsfrage dienlich ist. Zur Erinnerung: Die leitende Forschungsfrage der vorliegenden Arbeit lautet:

Welche Abgrenzung erfahren die Begriffe Ich und Selbst bei Günther Bittner und welche Bedeutung haben diese Begriffe für Bittners pädagogische Theorie?

Aus diesem Grund wurden bei der Sichtung des Forschungsmaterials in einem ersten Schritt nur Texte ausgewählt, in denen sich Günther Bittner mit den Begriffen Ich und Selbst auseinandersetzt. Der zweite Schritt beinhaltete die chronologische Ordnung der Publikationen, um eine Übersicht über die historische Entwicklung der Bittner'schen Theorien betreffend den Ich- und den Selbst-Begriff zu erlangen.

Daraus ergaben sich vier große Bereiche, in welche die in Kapitel 4 durchzuführende Textthermeneutik gegliedert wird:

Publikationen aus den Jahren 1974-1979

Publikationen aus den Jahren 1981-1988

Publikationen aus den Jahren 1992-1998

Publikationen aus den Jahren 2001-2011

An dieser Stelle soll darauf hingewiesen werden, dass kein Anspruch auf Vollständigkeit der Publikationen aus diesen Zeiträumen besteht, da es sich um eine Auswahl handelt und Günther Bittner selbstverständlich wesentlich mehr Textbeiträge vor, während und nach den gewählten Erscheinungsjahren seiner Werke publiziert hat.

In Abhängigkeit von der Bedeutung für diese Arbeit wurde eine subjektive Eingrenzung bzw. Textauswahl vorgenommen.

Der dritte Schritt zur Erstellung des Forschungslayouts beinhaltet das Vorhaben, nach jeder Publikationsdekade die Ergebnisse zu diskutieren. Diese Diskussion wird sich zum einen mit der leitenden Forschungsfrage auseinandersetzen, erste Rückschlüsse auf diese darbieten und eine vorläufige Antwort vorlegen. Zum anderen wird angestrebt, dass sich durch den Diskurs Hypothesen ergeben, welche anhand der folgenden Publikationsdekade verifiziert bzw. falsifiziert werden sollen. Dieser Schritt gewährleistet die Überprüfung der eigenen Vormeinung und des Vorverständnisses im hermeneutischen Sinn.

In einem vierten Schritt werden abschließend die wesentlichen Erkenntnisse aus der hermeneutischen Erarbeitung wiedergegeben, um in Kapitel 5, der Conclusio, die leitende Forschungsfrage beantworten zu können.

3.4 Resümee

Die Hermeneutik wird im Allgemeinen als die Lehre vom Verstehen beschrieben (Koller 2010, 200). Damit das Verstehen von Texten nicht willkürlich passiert und von subjektiven Meinungen, Wünschen, Erwartungen geleitet wird, gibt es Grundsätze für das hermeneutische Arbeiten. Die Grundsätze, nach denen in dieser Diplomarbeit vorgegangen wird, wurden in Kapitel 3 ausführlich dargestellt und bilden fortan das Fundament für die nun folgende texthermeneutische Erarbeitung der Publikationen Günther Bittners.

Das Forschungslayout orientiert sich einerseits an besagten Grundsätzen und andererseits an der beschriebenen Gliederung in Publikationsdekaden. Die chronologische Erarbeitung hat den Zweck, dass eine Nachzeichnung der Theorieentwicklung bei Bittner ermöglicht und transparent wird. Im Sinne des hermeneutischen Zirkels wird dadurch von Dekade zu Dekade das Vorverständnis erweitert, vorhandene Hypothesen werden überprüft, gegebenenfalls korrigiert und die Fragestellung wird Schritt für Schritt erschlossen.

Hermeneutisch zu forschen beinhaltet auch die Beachtung des Kontextes und das Nachdenken über die bewussten und unbewussten Voraussetzungen des Autors, der behandelt wird.

Aus diesem Grund wird in Kapitel 4 zunächst der Autor Günther Bittner mit seiner Lebens- und Wirkungsgeschichte vorgestellt, um sich vor der texthermeneutischen Erarbeitung in den Autor einzufühlen und seine Einstellungen zu thematisieren.

4. Empirieteil – Die texthermeneutische Erarbeitung der Publikationen Günther Bittners

Wie angekündigt, wird sich das folgende Kapitel ausführlich mit der hermeneutischen Erarbeitung der Texte Günther Bittners beschäftigen. Dies geschieht einerseits in chronologischer Aufarbeitung seiner Publikationen sowie mittels einer Unterteilung seiner Schaffensperioden. Die Unterteilung in Wirkungsdekaden verfolgt das Ziel, vorläufige Hypothesen zu formulieren, die in der weiteren Erarbeitung überprüft, demgemäß fortgeführt oder verworfen werden, um schlussendlich eine Antwort auf die leitende Forschungsfrage zu erhalten. Durch eine kurze Vorstellung des Autors Günther Bittner soll dem Leser die Möglichkeit gegeben werden, sich ein Bild von jenem Menschen zu machen, dessen Texte den zentralen Inhalt dieser Diplomarbeit bilden.

4.1 Zum Autor

Dr. phil. Günther Bittner kam am 17. Februar 1937 in Prag zur Welt, zog 1945 nach Deutschland, lebte später mit seiner Frau und zwei Kindern in Tübingen, lehrte an der Universität Bielefeld und betrieb eine psychoanalytische Praxis. 1978 übersiedelte er nach Würzburg, um an der dortigen Universität zu lehren (Bittner 2008, 55).

Inzwischen ist Bittner emeritiert. Wissenschaftlich verortet ist Bittner überwiegend in der Psychoanalytischen Pädagogik und der pädagogischen Biographieforschung. Sein Bestreben war, wie bereits an anderer Stelle erwähnt, durch Inhalte aus der Psychoanalyse neue Erziehungsziele oder pädagogische Handlungskonzepte zu entwickeln (Fröhlich, Göppel 1996, 9). Hier muss hinzugefügt werden, dass Bittners Verständnis von Pädagogik stark an jenes von Pestalozzi angelehnt war, welches „seinen Ausgang nimmt von konkreten, individuellen Lebenserfahrungen, einem Verständnis, welches die Tatsache ernst nimmt, dass Erziehung in allen ihren altersspezifischen Varianten und Komplikationen ‚ein Vorgang im Leben ist‘“ (ebd.).

Kurz gesagt heißt dies, dass sich Bittner nicht unbedingt mit institutionellen oder konzeptuellen pädagogischen Themen befasste, sondern das Subjekt mit seinem je individuellen Lebenslauf in den Fokus seiner psychoanalytisch-pädagogischen Überlegungen stellte.

Diese Ansicht war vor allem zu Beginn seines Wirkens (erste Publikation 1961) nicht die gängige wissenschaftliche Auffassung, worauf in den folgenden Kapiteln noch verwiesen wird. Aufgrund dieser seiner subjektorientierten Ansichtsweise bezeichnete sich Bittner oftmals als „Outsider der Pädagogik“ (ebd., 15) und generell drängt sich beim Lesen seiner Publikationen oftmals der Gedanke auf, dass er ein Querdenker, ein Gegen-den-Strom-Schwimmer, ein kleiner Revoluzzer innerhalb der Psychoanalytischen Pädagogik war und ist. Warum er sich selbst so sieht und weshalb dieses Gefühl auch dem Leser vermittelt wird, kann anhand des folgenden Zitates veranschaulicht werden:

„Früher war ich erfüllt von einem naiven Fortschrittsdenken: ich glaubte denen, die sagten, die alte synoptische Analyse sei ein Relikt aus Nazi-Deutschland und müsse schon deshalb durch die korrekte, nach den IPV Standards international anerkannte abgelöst werden. Ich glaubte an einen Fortschritt in den psychoanalytischen Problembeschreibungen: dass Kohuts Formulierungen ‚besser‘ – d.h. genauer, zutreffender – seien als die Freuds, dass Kernberg wiederum Kohut verbessert habe usw. Mit der Zeit wurde ich der ständigen ‚Fortschritte‘ müde. Als die ‚projektive Identifikation‘ in aller Munde war, fing ich an zu streiken“ (Bittner 1995, 222; Hervorh. i. Orig.).

Gebeutelt von all den neuen Theorien über das Innenleben, dem Durcheinander der vielen Strömungen wie Ich-Psychologie, Selbst-Psychologie, analytische Psychologie und den verschiedenen Anhängern wie Jungianer, Adlerianer etc. zieht Bittner Bilanz: „So wälzt sich der Strom der psychoanalytischen Reflexion über menschliches Innenleben durch unser zu Ende gehendes Jahrhundert und hinterlässt Berge von bedrucktem Papier, die notwendigerweise nach zehn oder zwanzig Jahren Makulatur sind“ (ebd., 223).

Um nicht im gleichen Altpapier-Container zu landen wie viele seiner Kollegen, fängt Bittner an, seine ganz eigene Sicht, seine ganz eigene Psychoanalyse zu entwickeln. Der Startschuss dazu fällt in den 70er Jahren und soll im folgenden Kapitel behandelt werden.

4.2 Publikationen 1974-1979

Wie in Kapitel 2 aufgezeigt wurde, standen Anfang 1970 die Theorien Anna Freuds, Heinz Hartmanns, Donald W. Winnicotts und Melanie Kleins im Mittelpunkt der psychoanalytischen Theorieentwicklung. Ausgehend von Sigmund Freud entwickelte sich die Ich-Psychologie mit Anna Freud und Heinz Hartmann, die Günther Bittner jedoch nur als eine vom „Freud'schen Es wegamputierte Psychologie“ bezeichnet (Bittner 1977, 14).

Melanie Klein, Donald W. Winnicott und andere legten zu dieser Zeit ihren Forschungsschwerpunkt auf das Ich als Ensemble seiner verinnerlichten Objekte und begründeten die Objektbeziehungstheorie (ebd., 11).

Bittner zieht in seinem Buch „Tarnungen des Ich“ (1977) Bilanz und bezeichnet die bisherige Entwicklungsgeschichte der Psychoanalyse

„als eine Wanderung in den Vorgebirgen des Ich, von deren unterschiedlichen Stand- und Haltepunkten aus die ‚Wissenschaften von der Psyche‘ konstruiert werden, die sich ihres relativen, perspektivistischen Charakters zunehmend unbewusst werden und damit einerseits zur Erhellung des Ich von seinen Vorbauten her, gleichzeitig andererseits aber auch zur Verstellung weiteren Erkenntnisfortschritts beitragen“ (Bittner 1977, 9f.; Hervorh. i. Orig.).

Was meint Bittner damit? Es ist davon auszugehen, dass jede kleine oder größere Strömung innerhalb der psychoanalytischen Theorie gewisse Teile, oder wie Bittner es nennt, Vorbauten beleuchtet hat, jedoch durch das Beharren auf den erlangten Erkenntnissen der Fortschritt, also das in die Tiefe gehende Verständnis zum Kern des Ichs, behindert wird und die psychoanalytische Theorie, metaphorisch gesprochen, die Vorgebirge als eigentlichen Gipfel ansieht.

Dieses Verharren ist das, was Bittner unangenehm aufstößt und in das Vorhaben mündet, die psychoanalytische Geschichte über das Ich neu zu überdenken:

„Wir haben als moderne Wissenschaftler allzu gründlich gelernt, vom Ich abzusehen. Kein Wunder, dass jedes Reden vom Ich ein Stammeln von Analphabeten ist, dass wir es mühsam erst wieder lernen müssen, von dieser abgeschobenen Innerlichkeit zu sprechen – frei zu sprechen, frei auch von den Fesseln ‚interaktionistischer‘ oder ‚psychoanalytischer‘ Schemata. Ich habe für mich persönlich die Konsequenzen daraus gezogen, zu allererst und auf lange Sicht mich im Einfühlen, im Ausdenken und Aussprechen des menschlichen Ich zu üben, um möglichst viele seiner Facetten jenseits bereitgelegter Schablonen [...] einzufangen. Ich halte dies für notwendige Vorarbeiten für eine künftige Psychologie und Pädagogik, die diesen Namen wieder verdienen soll“ (Bittner 1976, 905; Hervorh. i. Orig.).

Aus diesem Zitat lässt sich sehr viel herauslesen. Zum einen tut Bittner seinen Unmut kund über das Verwenden von Schablonen für individuelle Menschen sowie darüber, dass die Psychoanalyse ihre Konzepte nicht universell auf jedes Subjekt übertragen kann und durch das Beibehalten vorgefertigter Theorien das eigentliche Ich eines Menschen verloren geht. Zum anderen expliziert er sein Vorhaben, das Ich noch einmal zu denken, und zwar in seiner ganzen Komplexität. Er erachtet diesen Schritt für unabdingbar, um der Pädagogik und der Psychologie das zurückzugeben, was beide seiner Ansicht nach verlernt haben: das Subjekt als Mittelpunkt der Disziplin zu begreifen.

Man könnte fast meinen, dass Bittner sich zu diesem Zeitpunkt als Pionier darstellt, jedoch geht es ihm nicht in erster Linie um Pionierarbeit, sondern darum, alte Denkgebäude neu zu denken, sie weiterzudenken und gegebenenfalls zu modifizieren oder um es in seiner Sprache zu formulieren: Die Vorgebirge der Bergwanderung zu verlassen und weitere Schritte in Richtung Gipfel zu gehen. Dabei zielt er keineswegs darauf ab, vorhandene Denkmodelle bezüglich des Ichs zu verwerfen, im Gegenteil. Bittner glaubt, „dass es keinen Sinn habe, um Freuds Begriffe und Modelle einen ehrfürchtigen Bogen zu schlagen und für das, was über Freud hinaus gesagt werden muss, neue Begriffe und Modelle einzuführen, die die alten angeblich ergänzen. Der Begriff Ich ist unersetzbar, wenn es darum geht, das menschliche Subjekt zu bezeichnen“ (Bittner 1982, 41). Das bedeutet, dass Bittner den Begriff Ich als unentbehrlich ansieht, wenn man über die menschliche Psyche, den Mensch selbst als Subjekt, als Individuum spricht. Freud war es, der dem Ich als Erster Aufmerksamkeit zukommen ließ, jedoch ist sein Ich Teil eines Apparates, einer Art Maschine mit den weiteren Bauteilen namens Es und Über-Ich. Ein Ich, das nicht der alleinige Hausherr ist, das es mit Gegenspielern zu tun hat, die die Psyche erst vervollkommen. Freuds Mensch als Maschine, das Instanzenmodell, der psychische Apparat – dies ist das Denkmodell, mit dem Bittner sich nicht zufriedengeben will (Bittner 1977, 14).

Er möchte Freuds Gedanken noch neu denken, sich an seinen Begriffen so lange reiben, bis sie geschmeidig genug geworden sind, um statt eines psychischen Apparats ein lebendiges Subjekt vor Augen geführt zu bekommen (Bittner 1981, 23).

Nun stellt sich die Frage, wie Bittner dazu gelangen wird. Er meint, dass dem versteinerten Ich Freuds ein anderes gegenübergestellt werden soll. Ein Ich, „das in der Urverdrängung die zweifelhafte Befähigung gewonnen hat, sich über sich selbst zu täuschen, sich als Apparat, als Mensch-Maschine misszuverstehen“ (ebd.).

Im Bewusstsein dessen, dass dies ein inhaltlicher Vorgriff ist, auf den aber nicht verzichtet werden kann, sei auf den Begriff Urverdrängung verwiesen, der bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht genannt worden ist. Da er allerdings für die weitere Erarbeitung essenziell ist, soll dieser nun kurz erklärt werden, bevor die Analyse der Bittner'schen Texte fortgeführt wird.

Die Urverdrängung geschieht unbewusst. Sie ist einer der am schwierigsten zu entschlüsselnden Teile der menschlichen Psyche. Des Weiteren verhindert die Urverdrängung den Prozess des vollständigen Sich-selbst-Durchsichtigwerdens.

Unliebsame Triebe bzw. das Treibende hinter den menschlichen Trieben wird im Dunklen behalten, unbewusst und bis zur Unkenntlichkeit verdrängt. Kurz: „Das ‚Eigentliche unseres Ich‘, welches das seelische Triebwerk in Bewegung hält, auch die Triebe und ihre Repräsentanzen (siehe Kapitel 2, Anm. HB) erst hervorbringt, ist Gegenstand der Urverdrängung. Was in der Urverdrängung verdrängt wurde, ist das ‚wahre Ich‘ mitsamt seinen wichtigsten Manifestationen: dem Sich-Selbst-Fühlen und dem Denken mit dem Herzen“ (Bittner 1977, 36; Hervorh. i. Orig.).

Nun könnte man vorschnell urteilen, dass die Entschlüsselung der Urverdrängung die via regia zum Ich oder, wie Bittner es schreibt, zum „wahren Ich“ ist (ebd.). Doch, wie bereits erwähnt, ist das Entziffern der in der Urverdrängung verdrängten Inhalte kein leichtes Unterfangen, da diese ausnahmslos im Unbewussten liegen und erst ans Licht, ins Bewusstsein gelangen müssen, was in der Regel nicht einfach so geschieht. An dieser Stelle lässt sich jedoch festhalten, dass die Urverdrängung für Bittners Konzeptualisierung des Ich einen wesentlichen Aspekt darstellen wird.

Zurück zum Vorhaben Bittners, dem Freud'schen Apparat der Psyche ein anderes Ich gegenüberzustellen.

1974 formulierte Günther Bittner zum ersten Mal seine Vorstellung, seinen Privatmythos des menschlichen Ich:

„[...] denkt man sich das Ich als eine Art von monströsem Tier mit zwei Köpfen, beide mit einem Gehirn und damit gleichsam mit Verstand und Willen begabt, um den Organismus nach ihrem Willen zu lenken – doch nur einer der beiden Köpfe (das traditionelle psychoanalytische Ich) hat Augen, um den anderen zu sehen. Die Quelle des unheimlichen Gefühls läge nun darin, dass das Ich in seiner 'Zweigipfligkeit' inne wird: Es schaut sich um, und siehe da – hinter ihm steht noch ein Ich, sein Spiegelbild, sein Doppelgänger von dem es nicht weiß: lebt es oder ist es ein Konstrukt, ein toter Automatismus – ist es real oder ist es ein Gespenst?“ (Bittner 1974, 106; Hervorh. i. Orig.)

Wie lässt sich die Bittner'sche Ich-Metapher deuten?

Herauszulesen ist zunächst, dass er sich das Ich, den Körper betrachtend, als eine Einheit denkt. Das mag als logischer Schluss erscheinen, nimmt man jedoch die Objektbeziehungstheorie hinzu, so würde sich das Ich nicht nur aus dem eigenen „Leib“ formen, sondern es wären auch die Objektbeziehungen des Ich hinzuzuzählen.

Weiters spaltet Bittner das Ich in seiner Beschreibung und meint, dass es zwei Köpfe mit eigenem Gehirn gibt. Gemäß der Tatsache, dass der Mensch in der Regel nur einen Kopf und ein Gehirn besitzt, vollzieht sich diese Spaltung also innerhalb unserer Psyche.

Das Problem dabei ist, dass diese Spaltung unserer bewussten Wahrnehmung entzogen ist und jener unbewusste Anteil Vorkehrungen getroffen hat, um Unangenehmes zu verdrängen (Bittner 1977, 17). Deswegen formuliert Bittner diesen unbewussten Anteil unseres Ich als das Spiegelbild, es ist immer noch der gleiche Mensch, den man in sich trägt, nur mit anderem Inhalt. Um dieses Spiegelbild zu entmystifizieren, um zum Kern des Ich vorzudringen, rät Bittner, sich die Tarnungen anzusehen, die der Ich-Kern, das Spiegelbild, der zweite Kopf vorgenommen hat, um sich zu verstecken (ebd., 16f.).

Was sind nun aber diese Tarnungen?

Die Psychoanalyse verwendet den Begriff „Abwehrmechanismen“, um Tarnungen zu beschreiben. Unter Abwehrmechanismen versteht man, wie in Kapitel 2 ausgeführt, jene „Kunstgriffe, mit denen das Ich unangenehmes Erinnerungsmaterial unkenntlich macht“ (Bittner 2001, 18). So weit, so gut, wenn Günther Bittner die Abwehrmechanismen genügt hätten, um alle Tarnungen, die das Ich vornimmt, zu beschreiben. Er meint, dass die Psychoanalyse jene Tarnungen nicht berücksichtigt, die das Ich anwendet, um sich selbst unkenntlich zu machen (Bittner 1977, 17). Diese Feststellung gereicht ihm zum Anlass, um die Psychoanalyse in diesem Punkt zu kritisieren: „Die Tarnungen, die der Erkenntnis des ‚Eigentlichen unseres Ich‘ im Wege stehen, sind bisher in der Psychoanalyse nur recht lückenhaft untersucht worden – nicht zuletzt deshalb, weil die psychoanalytische Theorie und Terminologie ihrerseits im Strukturmodell von Ich, Es und Über-Ich stillschweigend auf einer solchen Teilverdrängung des Ich basierte“ (ebd.; Hervorh. i. Orig.). Es dürfte dahingehend zwar schon Überlegungen gegeben haben, jedoch scheinen diese, wie Bittner es formuliert, „nur recht lückenhaft“, also unzureichend ausgefallen zu sein. Zugleich erstaunt es ihn, warum niemand vor ihm auf die Idee gekommen ist, sich die Tarnungen des Ich genauer anzusehen, wo die Teilverdrängung des Ich doch schon in Freuds Instanzenmodell beschrieben worden ist, während alle Theoretiker in der Nachfolge Freuds dies einfach unhinterfragt hingenommen haben.

Als Konsequenz daraus nimmt Bittner sich der Frage an, was das Ich tut, um sich selbst unkenntlich zu machen. Er beschreibt 1977 zwei Arten von Tarnungen, derer sich das Ich seiner Meinung nach bedient: die Tarnungen aus der Nestwelt und die Tarnungen aus der Antiwelt (ebd., 18f.). Erstere beschreiben jenen Vorgang, in dem sich ein Mensch für das hält, wofür er von der Welt, von den Objekten gehalten wird, während die „andere Seite“, das, wofür er sich selbst hält, das, was er ist, verdrängt wird (ebd.).

Letztere meinen Bilder aus der sogenannten Antiwelt der Psyche wie zum Beispiel Wunschbilder, Leitbilder, archetypische Bilder, die das Vorfindbare, das von der Umwelt Erwartete negieren zugunsten eines Noch-nicht-Seienden (Bloch 1959 zit. n. Bittner 1977, 19). Bittner appelliert an die Psychoanalyse, diese Tarnungen zu entschlüsseln, egal, aus welcher Welt sie kommen.

Wie solche Tarnungen entstehen, beschreibt er mit Hilfe von Studien, die die Themen „Der innere Tod“ und „Das innere Leer- bzw. Abgestorbensein“ behandeln. Das Ergebnis der Untersuchungen ist, dass bedrohliche Gefühle wie Todesangst und völlige Gefühlsleere eine Tarnung hervorbringen, die einer Art Totstellreflex gleichen (Bittner 1977, 20f.). Das wahre Ich versucht sich unsichtbar zu machen, um den Bedrohungen zu entgehen – wieder unbewusst – und dies ist zugleich Ergebnis der Urverdrängung (ebd.).

Nun sieht sich Bittner mit der Frage konfrontiert, wie es möglich ist, das „wahre Ich“, das in der Urverdrängung verdrängt wurde, wiederzufinden und stellt eine vorläufige These auf:

„Vor die Erkenntnis des wahren Ich ist die Aufhebung der Urverdrängung gesetzt, und, da diese sich an einem basalen Objekt festgemacht hat, an einer geliebten (und zugleich gehassten) Person also, gewissermaßen als Schutzschirm gegen das eigene chaotische Ich genommen wird, zugleich die Außerkraftsetzung des basalen Objekts. Dann erst ist das Durchsichtigwerden unseres Wesens der Einblick in das innere Trieb- und Rätselwerk des Ich möglich“ (ebd., 28).

Bittner veranschaulicht mit diesem Zitat, dass es nicht ausreicht, sich nur die Tarnungen des Subjekts anzusehen, die in der Urverdrängung getätigt wurden, sondern auch das Objekt, an dem diese sich manifestiert haben. Dies bedeutet, man muss weiter in die Materie der menschlichen Seele eintauchen, um die Urverdrängung, die Tarnungen, das „wahre Ich“, den Kern herauszuschälen.

Aus diesem Grund beschreibt er das Ich auch als eine Zwiebel mit vielen Häuten: Der Kern der Zwiebel ist lebendig, zur Liebe und zu endloser schöpferischer Umgestaltung fähig.

Wenn ein Mensch nicht ausreichend Liebe von seinen Eltern erfahren hat, ist dieser Kern verschüttet und muss auf zusätzliche Hilfsmittel zurückgreifen. Bittner beschreibt diese mit dem Begriff „magische Prothesen“, die quasi die Schalen der Ich-Zwiebel bilden. Ihre Aufgabe besteht darin, die narzisstischen Energiespeicher des Ich-Kerns, die aufgrund mangelnder Liebe nicht ausreichend aufgefüllt sind, auszugleichen und damit eine Steigerung des Lebensgefühls herbeizuführen (Bittner 1977, 58f.).

Diese Gedanken führen dazu, sich die Hilfsmittel anzusehen, mit denen das Ich sich eine Luststeigerung erhofft. Damit jedoch nicht genug – Bittner unternimmt ebenso den Versuch, sich neben der psychologischen bzw. psychoanalytischen Betrachtung der Urverdrängung auch die physiologische Seite genauer anzusehen. „Da die Organe seit der materialistischen Wende in der Medizin des 19. Jahrhunderts entseelt gedacht werden, und als der ausschließliche Sitz psychischer Funktionen seither das Gehirn gilt“ (Bittner 1977, 40). Dies bedeutet: Was trägt das menschliche Gehirn dazu bei, um das Ich bis zur Unkenntlichkeit zu verdrängen?

Bittner nimmt eine erste physiologische Unterscheidung zwischen einer cerebralen und einer vegetativen Seele vor. Beide haben ihren Sitz im Gehirn. Der cerebrale Anteil stellt für ihn den denkenden, rationalen Menschen dar, überspitzt gesagt, den im Bewusstsein handelnden Menschen.

Die vegetative Seele ist Bittners Gegenpol dazu: „neben den höheren und niederen Sinnen des corticalen Systems (dazu zählt er die cerebrale Seele, Anm. HB) gibt es noch ein weiteres ‚Sinnesorgan‘ zur Welt- und Selbsterfassung, das die Informationen der Einzelsinne erst zur strukturierten Einheit zusammenbindet – den Gemeinsinn, das Körper-Ich, die vegetative Seele zur Welterfassung“ (ebd., 40).

Für Bittner stellt die vegetative Seele, das vegetative Ich einen Mensch im Menschen dar, also ein völlig gleichbedeutendes System wie dasjenige der cerebralen Seele (ebd., 42). Den cerebralen Eigenschaften des Menschen (wie z.B. Denken, Motorik) wird zur damaligen Zeit mehr Aufmerksamkeit geschenkt, was daran liegen mag, dass diese den bewussten Teil des Ichs ausmachen. Bittner jedoch meint, dass genau dieses cerebrale Ich in der Urverdrängung den eigentlich tragenden Ich-Anteil (den fühlenden, unbewussten, den zweiten gleichwertigen Menschen im Menschen) verdrängt: das vegetative Ich, das Grund-Ich (ebd., 43).

Dies ist eine sehr gewagte Aussage, die Bittner neurophysiologisch zu stützen versucht. Dabei kommt er zu folgendem Ergebnis: „Wie der Verkehr zwischen den beiden Ich-Teilen zu denken sei, welche hermeneutischen Probleme die Entschlüsselung der inneren Kommunikation des Menschen zwischen [...] seinem bewussten und unbewussten Ich aufwirft, wird fernerhin zu untersuchen sein“ (Bittner 1977, 47).

Die Erkenntnis spornt Bittner an, in dieser Richtung weiterzuforschen, und ein Begriff, der ein paar Zeilen zuvor fast nebenbei erwähnt wurde, wird fortan einen zentralen Punkt in seinen Publikationen und in seiner Forschung darstellen: das Grund-Ich.

„Als die andere Seele in meiner Brust, als ein ‚anderes Ich‘, ein Wesen mit Vernunft und Willen und zielbewusster Intentionalität, das nur so lange unbemerkt bleibt, als seine Intentionen mit denen das bewusste Ich konform gehen, und das in Krisen und Konflikten, in Neurosen und Psychosen sich erst als das ‚Andere‘, als der innere Gegenspieler offenbart. Dieses ‚andere Ich‘, das im wesentlichen den Bereich der Triebe und Tribschicksale, als – in klassischer Freud'scher Terminologie – den Bereich des Es umfasst, habe ich als Grund-Ich, Basis-Ich oder als die Körperseele bezeichnet“ (Bittner 1988, 14; Hervorh. i. Orig.).

Fortan stellt Bittners „Grund-Ich“ das personifizierte Unbewusste dar. Den bewussten Anteil des Ich, das cerebrale Ich, die zweite Seele in seiner Brust, den zweiten Kopf des monströsen Tieres nennt er ab dem Jahr 1974 das „Alltags-Ich“.

4.2.1 Resümee

Günther Bittner hat in den 70er Jahren damit begonnen, die psychoanalytische Geschichte des Ichs neu zu denken. Ob dies, wie oben im Zitat erwähnt, aus Trotz geschah oder als Gegenbewegung zur damaligen Entwicklung der Psychoanalyse gedacht war, sei dahingestellt. In seinen Schriften leistet er Überzeugungsarbeit, hakt nach und versucht die menschliche Seele frei von den bisher entwickelten Theorien zu sehen. Dabei macht er nicht wie viele seiner Kollegen einen großen Bogen um die Theorien Freuds, sondern versucht, Freuds Gedanken noch einmal neu zu denken (Bittner 1974, 123). Bittner meint, dass die größere Ehrfurcht vor dem Werk Freuds darin liegt, seine Begriffe weiter zu verwenden, auch wenn sie dabei gesprengt werden müssen. Für ihn zählt dies mehr, als wenn man die Freud'schen Gedanken ins psychoanalytische Museum stellte und sich wie viele seiner Kollegen auf den leisen Sohlen neuer Begriffe auf und davon schliche (Bittner 1981, 23). Möglicherweise ist aus diesem Grund der Ich-Begriff bei Bittner so zentral.

Eine strenge Abgrenzung zu Freud nimmt Bittner allerdings in seiner Kritik zur Vorstellung des Menschen als Apparat, als Mensch-Maschine und somit zum Instanzenmodell der Psyche vor. Bittner sieht das Ich nicht entseelt, sondern geht sogar so weit zu erklären, dass der Mensch zwei sehr lebendige Ich-Anteile in seinem Körper trägt – das Grund-Ich und das Alltags-Ich.

Weiters wurde in diesem Kapitel auf die Tarnungen des Ichs eingegangen, auf die Urverdrängung, die magischen Prothesen, mit denen sich das Ich Abhilfe schafft, sowie auf die bewussten und unbewussten Anteile der menschlichen Seele.

In Anlehnung an die verwendeten Publikationen Günther Bittners aus den 70er Jahren können nun Thesen aufgestellt werden, die im Folgenden immer wieder überprüft, verändert oder verworfen werden:

- a) *Die Ich-Psychologie ist nach wie vor subjektlose Theorie, verhaftet an einer Vorstellung des Menschen als Maschine, festgefahren in Freuds Instanzenmodell der Psyche.*
- b) *Das kompakte, mit sich identische Ich bezeichnet Bittner als Illusion. Bittner spricht von einem bewussten (cerebralen) Ich und einem unbewussten (vegetativen) Ich.*
- c) *Das cerebrale Ich, das Alltags-Ich, verdrängt in der Urverdrängung das vegetative Ich, das Grund-Ich.*
- d) *Die Entschlüsselung der in der Urverdrängung vorgenommenen Tarnungen des Ich ebnet den Weg zum Grund-Ich.*

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Bittner sich das Ich nicht als eine in sich kongruente Einheit denkt, er gliedert es in zwei große Bereiche, die für ihn nahezu gleichwertig sind. Sein Interesse liegt auf dem unbewussten, dem verdrängten, getarnten, vegetativen Grund-Ich. Dieses zu entschlüsseln ist Ziel seiner Überlegungen. Er hält fest, dass für die Enttarnung des Ichs noch einiges an Forschungs- und Denkarbeit geleistet werden muss (Bittner 1975, 1977). Das Ich als Vielheit zu denken, als etwas, das mit sich selbst nicht identisch ist, zu begreifen, ist zur damaligen Zeit ein Novum. Bittner bezeichnet sich vielleicht zu Recht als Outsider, wenn er versucht, scheinbare psychoanalytische Theorie-Gesetze, wie jene Freuds, noch einmal neu zu denken, damit bewusst Ich-Psychologen und Objektbeziehungstheoretiker vor den Kopf stößt und ihnen eine autonome Theorie über den Menschen als Subjekt anbietet, welche tatsächlich das Individuum im Blick hat und nicht das Ensemble der verinnerlichten Objekte einer Person. Um auf die leitende Forschungsfrage dieser Arbeit Bezug zu nehmen, sei erwähnt, dass der Begriff Selbst zu dieser Zeit nur sprachlich und nie in theoretischer Absicht vorkommt. Das mag daran liegen, dass der Begriff des Selbst um 1977 zwar schon in diversen Theorien (wie z.B. bei Winnicott) aufscheint, allerdings erst 1979 mit Kohuts Selbstpsychologie Popularität erlangt. Diese wird vor allem im folgenden Kapitel, das sich mit den Veröffentlichungen der 80er Jahre befasst, eine Rolle spielen.

4.3 Publikationen 1981-1988

Die 80er Jahre waren und sind aus vielerlei Gründen für die psychoanalytische Theorieentwicklung von großer Bedeutung. Was genau sie für die Theorieentwicklung der Begriffe Ich und Selbst im Speziellen bei Günther Bittner ausgelöst haben, soll in diesem Kapitel verdeutlicht werden.

Neben Bittner gab es einen weiteren namhaften Vertreter, der in den 70er Jahren eine neue Subjekt-Theorie für die Psychologie bzw. Psychoanalyse erarbeitet hat. Aus heutiger Sicht lässt sich festhalten, dass jene „neue“ Theorie mehr Anklang bei den Fachkollegen fand, als es Bittners Konzept des Grund-Ich und des Alltags-Ich getan hat.

Die Rede ist von Heinz Kohut, der als Begründer der Selbstpsychologie in der Psychoanalyse gilt. 1979 veröffentlichte Heinz Kohut sein bis dahin wichtigstes Werk mit dem Titel „Die Heilung des Selbst“. Darin stellt er einen neuen Rahmenbegriff für die Psychoanalyse zur Verfügung, nämlich das Selbst, dessen aufschließende und umwälzende Bedeutung auch für die analytische Kinderpsychologie noch nicht abzuschätzen war (Bittner 1981, 19). Heinz Kohut war freilich nicht der Erste, der den Selbst-Begriff in die Psychoanalyse einführte, dazu mehr in Kapitel 3.

Im Zusammenhang mit dem Selbst-Begriff in der Psychoanalyse werden immer wieder die Namen Jung, Hartmann und Winnicott fallen, um nur einige wenige zu nennen. Weiters soll hier angemerkt werden, dass keine Wiederholung der in Kapitel 3 angeführten Theorien Heinz Kohuts stattfinden wird, da sie bereits ausführlich behandelt wurden und an anderer Stelle nachlesbar sind. Warum der Name Heinz Kohut hier erwähnt wird, verfolgt ein anderes Ziel, nämlich die Frage aufzuwerfen, inwiefern seine Selbstpsychologie Günther Bittners Ich-Theorien in den 80er Jahren beeinflusst hat.

1981 erschien das Buch „Selbstwerden des Kindes: Ein neues tiefenpsychologisches Konzept“, herausgegeben von Günther Bittner. Bereits der Titel lässt vermuten, dass das Kohut'sche Selbst auch in die Theorien Bittners Eingang gefunden hat und der sonst so kämpferische Verfechter der Theorien über das Ich sich an den common sense der damaligen Theorieentwicklung angepasst hat. Sobald man die ersten Zeilen gelesen hat, erweist sich diese Vermutung allerdings als falsch und am Ende des Buches bleibt die Frage offen, warum Bittner nicht ein Fragezeichen an das Ende des Buchtitels gestellt hat. Die entsprechenden Gründe sollen nun erörtert werden.

Die in den 70er Jahren veröffentlichte Theorie Bittners über das mit sich selbst entzweite Ich führte zu unterschiedlichen Reaktionen des Fachkollegiums. So sehen ihn zwei Kollegen sogar als Anhänger Kohuts, wogegen sich Bittner wie folgt wehrt:

„Von daher stimmt es mich natürlich traurig, wenn zwei der wichtigsten Rezensenten meine ‚Tarnungen des Ich‘ (1979) ins Schlepptau Kohuts hängen möchten: Weder bemühe ich mich darin um eine Weiterentwicklung Kohutscher Ansätze [...], noch finde ich, dass sich meine Auffassungen über das Grund-Ich und die magischen Prothesen in die ‚moderne Narzissmustheorie‘ Kohuts einpassen. Als ich mit meinen Überlegungen zum ‚anderen‘, umfassenderen, aber mit sich selbst entzweiten Ich begann, kannte ich von Kohut fast nichts [...]“ (Bittner 1981, 23; Hervorh. i. Orig.).

Möglicherweise stellen diese Rezensionen jenen Punkt dar, an dem die Abgrenzung gegenüber Kohut ihren Ausgang fand. Für Bittner steht Anfang der 80er Jahre folgende Frage im Raum: „Was ist nun dieses ‚Selbst‘, das als eine Art Superstruktur die klassischen psychoanalytischen Strukturen umgreift?“ (ebd., 21; Hervorh. i. Orig.).

Ein Schelm, der hierbei denkt, dass Bittner Kohut den Erfolg nicht gönnt.

So oberflächlich geht Bittner nicht vor, sein Anliegen ist vielmehr die Durchleuchtung der Theorien Kohuts, um zu verstehen, warum dadurch die ganze Wissenschaftsgemeinschaft in Aufruhr geraten ist. Durch seine intensive Auseinandersetzung mit Kohut drängen sich ihm etliche Kritikpunkte auf. Zum einen hält er fest, dass Kohut, „um Freuds Ich-Begriff nicht attackieren zu müssen, auf einen schillernden Kunstbegriff ausgewichen ist, der durch die Verflachungen einer amerikanischen Schnellbeglückungspsychologie fast jegliche Kontur verloren hat und für eine ernsthafte Selbstvergewisserung des Subjekts daher nahezu untauglich geworden ist: der Begriff des Selbst“ (Bittner 1981, 22).

Des Weiteren kritisiert Bittner, dass Kohut nie auch nur den Versuch unternommen hat, den Begriff Selbst mit einer Definition zu versehen und somit den interessierten Leser vor den Kopf stößt.

So schreibt Kohut am Ende seines Buches: „Meine Untersuchungen umfasst Hunderte von Seiten, die sich mit der Psychologie des Selbst beschäftigen – doch sie schreibt dem Begriff Selbst nie eine starre Bedeutung zu, erklärt nie, wie die Essenz des Selbst definiert werden sollte. Doch ich gestehe diese Tatsache ganz ohne Scham und Reue ein. Das Selbst ist ... in seiner Essenz nicht erkennbar“ (Kohut 1979, 298f.).

Bittner bezeichnet die Art und Weise, wie Kohut seine Selbstpsychologie wissenschaftlich zu verorten sucht, als Leisetreterei, da Kohut die bis dahin zentralen Begriffe wie Ich, Es und Über-Ich unreflektiert stehen lässt und sie einfach in eine neue Struktur einbettet mit der Erweiterung um den Begriff „Selbst“ (Bittner 1981, 23).

Die Kritik an Kohuts Selbstpsychologie zieht sich quer durch Bittners Publikationen der 80er Jahre und beschränkt sich mehr oder weniger auf die oben genannten Kontrapunkte. Dennoch gibt es auch etwas Positives, das Bittner der „neuen“ Selbstpsychologie abgewinnen kann und das er wie folgt beschreibt: „Ich glaube, dass die Frage nach dem Selbst der Psychoanalyse eine neue fruchtbare Richtung gewiesen hat, und dass es auf diesem Wege noch viel Neues zu entdecken gibt“ (Bittner 1982, 51).

An anderer Stelle heißt es: „Ich betrachte die Lehre vom Selbst als einen neuen Orientierungsrahmen, ein neues Paradigma, das uns (damit sind die Psychoanalytiker gemeint, Anm. HB) instand setzt, den Prozess der psychoanalytischen Behandlung unter einer neuen Ziel- und Verlaufsperspektive zu sehen“ (ebd., 42).

Aus diesen Zitaten lässt sich herauslesen, dass Bittner über die Bewegung in der psychoanalytischen Theorie froh ist, dass neue Anstöße immer Fortschritt bedeuten und es vor allem auf der Ebene der Psychologie über das Subjekt noch vielerlei zu ergründen gibt, was auch sein zentrales Forschungsinteresse darstellt.

Bittner zeigt sich des Weiteren erfreut über den Paradigmenwechsel vom festgefahrenen Freud'schen Instanzenmodell hin zu einer subjektorientierten Psychoanalyse: „Ich habe Kohuts Konzept des Selbst und meine Vorstellung eines Ich, [...], als zwei Varianten jenes ‚neuen Paradigmas‘ in der Psychoanalyse beschrieben, das die Welt nicht mit Mensch-Maschinen, mit psychischen Apparaten [...] sieht, sondern mit lebendigen Subjekten“ (ebd.).

Eine Psychoanalyse, die ihren Fokus nicht auf die Objektbeziehungen legt, sondern das Schöpferische und höchst Individuelle eines jeden Subjekts in den Mittelpunkt stellt, das ist ganz im Sinne Bittners.

Dennoch kann er nicht davon absehen, dass Kohut seiner Meinung nach nur einen neuen (Kunst-)Begriff in die Psychoanalyse eingeführt hat (Bittner 1981, 19), und ermahnt aus diesem Grund seine Kollegen mit folgenden Sätzen: „Was ich bei unserer Zunft immer am meisten fürchte: Wir haben ein aufregendes neues Problem, und dann legen wir uns ein paar schöne, handliche Formeln zurecht, mit denen wir dem Problem zu Leibe rücken, und damit lassen wir es dann bewenden. Ich meine, wir sollten uns diesmal darauf einrichten, dass wir mit dem Selbst als neuem Orientierungsrahmen so schnell nicht zu Ende kommen werden“ (ebd., 51).

Was Bittner damit ausdrücken möchte, ist, dass, obwohl es einen Paradigmenwechsel in der psychoanalytischen Theorie gegeben hat, dieser nicht einfach unhinterfragt übernommen werden darf und die Frage nach dem Ich und/oder Selbst nicht durch Konzepte oder Formeln, wie er es nennt, lösbar ist. Er möchte mit seiner Mahnung verhindern, dass sich die Psychoanalyse wieder an einer Theorie festfährt wie seinerzeit an der Sigmund Freuds und daraufhin jahrzehntelang in einem System verharret, das längst überholt zu sein scheint.

Um dies zu verhindern und um seine eigene Theorie über das mit sich entzweite Ich weiterzuentwickeln, nimmt Bittner seine Spekulationen über das Grund-Ich, sozusagen das personifizierte Unbewusste, die er zehn Jahre auf Eis gelegt hat, noch einmal in den Blick (ebd. 1988, 15). 1988 publizierte er das Buch „Das Unbewusste – Ein Mensch im Menschen?“ und formulierte dort seine Theorien über den Menschen als Doppelwesen weiter aus. Gleich zu Beginn kommt er zurück auf seine 1974 getätigte Metapher über das Ich als „monströses Tier mit zwei Köpfen“ (Bittner 1974, 106). Er gelangt zu dem Schluss, dass seine Vorstellungen über das „Menschenmonster“ noch nicht abgeschlossen sind, und nimmt seine These über den Menschen als bewusst-unbewusstes Doppelwesen wieder auf (ebd. 1988, 9f.).

Für die Weiterentwicklung seiner Theorie über das mit sich entzweite Ich ist die Annahme eines Unbewussten unerlässlich, weshalb Bittner auch darlegt, wie er sich das Unbewusste denkt: Das Unbewusste wird bei ihm nicht als das Freud'sche unpersönliche energetische Reservoir gesehen, sondern als abgespaltene Teilpersönlichkeit mit eigener Intentionalität, eine Art abgespaltene Teilseele oder, wie Bittner es gerne formuliert, ein Mensch im Menschen (ebd., 10). Im Gegensatz zu vielen seiner Fachkollegen stellt sich für ihn nicht die Frage, ob es das Unbewusste überhaupt gibt, er ist sich dessen sicher und es bildet für ihn die Grundvoraussetzung seiner These vom Menschen als Doppelwesen mit unbewusstem und bewusstem Ich. Sein Doppelwesen entwickelt sich in etwa vom zweiten Lebensjahr an. Bittner nimmt an, dass ein Kind zu diesem frühen Zeitpunkt bereits eine fundamentale Ich-Spaltung vollzogen hat (ebd. 1988, 28). Dabei wird „der mit den Wünschen der Eltern, insbesondere der Mutter, in Einklang zu bringende Anteil der kindlichen Wünsche und Gefühle unbewusst und entwickelt sich weiter in Richtung auf das spätere Erwachsene-Ich, währenddessen der inkompatible Anteil unbewusst wird und im Untergrund weiterlebt“ (ebd.). Der Vorgang der Ich-Spaltung wird allgemein als Verdrängung bezeichnet.

Bittner geht noch einen Schritt weiter und ordnet diesen Prozess der Urverdrängung zu, da er davon ausgeht, dass zuerst der Trieb für die Spaltung notwendig ist, damit Ich-Spaltung geschieht. „Erst durch die Urverdrängung entsteht überhaupt die Kategorie ‚Trieb‘, die mich einen aus mir kommenden Drang als nicht ich-zugehörig als etwas, das mich ‚treibt‘, erleben lässt“ (ebd.). Danach, im Prozess der Ich-Spaltung, entwickeln sich Teilpersönlichkeiten, ein bewusstes Ich und ein unbewusstes Ich. Damit könnte man das Thema der Spaltung abhaken, jedoch ist es Bittner wichtig, darauf hinzuweisen, dass die Entstehung des gespaltenen Ichs ein lebensgeschichtlicher Vorgang ist, der sich nicht nach dem zweiten Lebensjahr erledigt hat (ebd. 1998, 27).

Laut Bittner entwickeln sich durch die Urverdrängung in der Ich-Spaltung zwei Teilpersönlichkeiten, ein unbewusstes und ein bewusstes Ich. Das einheitliche, mit sich konforme, bewusste Ich, so wie es bisher angenommen wurde, bekommt einen Gegenspieler, dem ebenso viel, wenn nicht sogar mehr Aufmerksamkeit gebührt (ebd., 9f.). Wie bereits in den 70er Jahren benennt Bittner den bewussten Teil der Persönlichkeit Alltags-Ich und verwendet für den unbewussten Anteil die Begriffe Grund-Ich oder Körper-Seele (ebd., 21). Es geht ihm darum, dass „ich bin“ nichts Einheitliches und Eindeutiges ist. „Wer sagt: ‚ich bin‘, der muss im nächsten Satz sagen, ‚ich bin nicht der, der ich bin‘“ (Bittner 1992, 19; Hervorh. i. Orig.).

Bittner stützt in seinem Buch die Ausführungen über das doppelte Ich durch verschiedene Theorien aus der Geisteswissenschaft, der Entwicklungspsychologie, der Neurophysiologie sowie aus der Psychoanalyse. Letztere beschäftigen sich vor allem mit C.G. Jung, da Bittner davon ausgeht, dass Jung einer der ersten Psychologen war, der bereits eine Vorstellung vom „doppelten Menschen“ besaß, wenn auch nur privat (Bittner 1988, 34).

Durch die Überprüfung seiner These an den genannten vier Disziplinen erhärtet sich für Bittner die Annahme des mit sich entzweiten Ich. Die dadurch gewonnene Überzeugung wird in den folgenden Jahren immer wieder überprüft werden, jedoch ist die Basis der Theorie vom doppeltem Ich gelegt.

Die Untersuchung der 80er Jahre soll mit folgendem Zitat Bittners geschlossen werden:

„Ich bin immer Subjekt und Objekt zugleich; ich ‚geschehe vielmehr mir selber‘ von innen heraus (Jung GW Bd. 11, 283) und bin doch auch das, was die anderen aus mir gemacht haben, ich bin, was die Welt von mir wissen darf und was mein Geheimnis bleibt, Dr. Jekyll und Mr. Hyde“ (Bittner 1992, 21; Hervorh. i. Orig.).

4.3.1 Resümee

Die 80er Jahre sind geprägt durch die „neue“ Selbstpsychologie Kohuts. Bittner, so scheint es, ist zu Beginn des Jahrzehnts hauptsächlich damit beschäftigt, Kohuts Konzept in seine Einzelteile zu zerlegen, und übt scharfe Kritik an der Leisetreterei seines Kollegen.

Als positiv erachtet Bittner lediglich die Aufbruchstimmung, die Kohut in der Psychoanalyse ausgelöst hat. Der Paradigmenwechsel von einer apparathaften hin zu einer subjektorientierten Psychoanalyse ist ganz im Sinne Bittners, hat er doch in den 70er Jahren immer wieder hervorgehoben, wie sehr ihn die Anhaftung an Freuds Instanzenmodell stört. Dennoch kann nicht davon abgesehen werden, wie schmerzhaft es für ihn gewesen sein muss, dass er sich zur gleichen Zeit wie Kohut für eine subjektorientierte Psychoanalyse ausgesprochen hat, jedoch Kohuts Konzept über das Selbst mehr Anklang bei den Kollegen gefunden hat als seine eigenen Überlegungen zum entzweiten Ich. Möglicherweise ist dies ein Grund, warum Bittner die Weiterentwicklung seiner Theorie 10 Jahre lang auf Eis gelegt und erst 1988 wieder aufgenommen hat.

In seinem Buch „Das Unbewusste – ein Mensch im Menschen“ (1988) verdeutlicht er, gestützt durch Theorien verschiedenster Disziplinen, warum seine Vorstellung vom doppelten Ich einen fruchtbaren Boden für weitere Überlegungen darstellen kann.

Die Einteilung des Ich in einen bewussten und einen unbewussten Anteil, ein Alltags-Ich und ein Grund-Ich, sind von diesem Zeitpunkt an für ihn Gegebenheiten der menschlichen Psyche. Diese Gedanken weiterzuführen wird sein Anliegen in den folgenden Jahren sein.

Um auf die leitende Fragestellung der Arbeit zurückzukommen, soll festgehalten werden, dass der Begriff Selbst in den 80er Jahren zwar in aller Munde ist, Bittner ihn aber weiterhin nicht für seine Theorien adaptiert. Das Ich stellt für ihn nach wie vor den Dreh- und Angelpunkt für die menschliche Psyche dar. In der Theoriediskussion über das Ich und das Selbst lässt er gerne seine persönliche Ansicht durchklingen, etwa wenn er sagt: „Im Rahmen der Theoriediskussion erörtere ich die Frage, ob einer drohenden inflationären Verwendung des Selbst-Begriffs durch ein erweitertes Ich-Verständnis abzuhelpen wäre“ (ebd. 1981, 12). Demnach besteht sein Anliegen darin, dem Fachkollegium die Welt des Ichs näher zu erörtern, damit es sich nicht wie so oft, und wie an anderer Stelle zitiert, mit den Formeln, die Kohut ihm in die Hand gegeben hat, zurücklehnt und dies als neue Gesetzmäßigkeit der Psyche ansieht.

Das Ich steht für Bittner auch in den 80er Jahren im Mittelpunkt seiner Überlegungen, das Selbst ist für ihn zu diesem Zeitpunkt nur ein neuer Begriff, der eine alte Struktur erweitert hat.

Aus diesen zusammenfassenden Gedanken ergibt sich nun in Betrachtung der 1980er Jahre im Vergleich zu den 1970er Jahren folgendes Bild:

ad a)

Kritisierte Bittner in den 70er Jahren noch die Starrheit am Strukturmodell und die subjektlose Psychoanalyse, so hat sich in den 80er Jahren einiges verändert. Mit Kohut und seiner Selbstpsychologie gibt es einen weiteren, sehr populären Vertreter, der den Fokus seiner Überlegungen auf das Subjekt richtet. Somit kann festgehalten werden, dass die erste These (Die Ich-Psychologie ist nach wie vor subjektlose Theorie, verhaftet an einer Vorstellung des Menschen als Maschine, festgefahren in Freuds Instanzenmodell der Psyche) aus den 70er Jahren in den 80er Jahren keine Gültigkeit mehr besitzt.

ad b)

Die zweite These aus den 70er Jahren lautete: Das kompakte, mit sich identische Ich bezeichnet Bittner als Illusion. Durch seine Argumentation in 1988 und die Überprüfung seiner Vorstellung des doppelten Ich kann diese These durchaus noch vertreten werden, ist jedoch etwas weniger harsch zu formulieren. Bittners Vorstellung von einem bewussten und unbewussten Ich kann auch in der Untersuchung der Publikationen aus den 80er Jahren verifiziert werden.

ad c)

Die dritte These, die aus den 70er Jahren herausgearbeitet wurde, lautete: Das cerebrale Ich verdrängt in der Urverdrängung das vegetative Ich. Prinzipiell kann man dieser These auch Ende der 80er Jahre noch zustimmen, jedoch kam nun der Aspekt der Ich-Spaltung hinzu und so geschieht die Verdrängung des Grund-Ichs im Prozess der Ich-Spaltung.

ad d)

Als letzte These wurde die Entschlüsselung der Urverdrängung als Weg zum Kern des Ichs formuliert. Um die Entschlüsselung der Urverdrängung ging es in den 80er Jahren weniger, obgleich der Urverdrängung nach wie vor eine große Rolle in den Überlegungen zum Ich zukommt. Diese These kann weder erhärtet, noch modifiziert oder verworfen werden und bleibt nach wie vor bestehen, um weiterhin überprüft zu werden.

So lautete die Thesenbildung Ende der 80er Jahre wie folgt:

- a) Ein erweitertes Ich-Verständnis ist für das Erforschen des Subjekts fruchtbarer als die unreflektierte Übernahme des Kohut'schen Selbst-Begriffs.*
- b) Das Bittner'sche Ich ist mit sich selbst entzweit und keine kompakte Einheit.*
- c) Bittner geht von zwei gleichwertigen Ich-Anteilen im Menschen aus, einem unbewussten und einem bewussten.*
- d) Im Prozess der Ich-Spaltung wird der unbewusste Teil der Persönlichkeit verdrängt.*
- e) Die Entschlüsselung der in der Urverdrängung vorgenommenen Tarnungen des Ich ebnet den Weg zum Grund-Ich.*

4.4 Publikationen 1992-1998

Die 90er Jahre sind reich an Publikationen Bittners und eine erste Sichtung seiner Werke machte deutlich, dass neben seinem Interesse für das Ich auch die pädagogische Biographieforschung sowie die Verknüpfung von Pädagogik und Psychoanalyse im Zentrum seines Wirkens während jener Dekade standen.

Beginnend mit den Ausführungen zu den erschienenen Werken der 90er Jahren wird ein Beitrag Bittners aus dem Jahr 1992/1993 herangezogen. In diesem setzt er sich mit der linguistischen Bedeutung des Ich-Sagens auseinander. Er hält darin fest, dass dem Sagen von „ich“ und „du“ keinesfalls nur die Funktion innewohnt, den Sender und den Empfänger zu markieren (Bittner 1992/1993, 136f.). Vielmehr heißt ich zu sagen „je nach Situation und Gestimmtheit noch beliebig mehr und nicht abschließend Fixierbares aus der Sphäre des Grund-Ichs“, dem Unbewussten (ebd., 143).

Damit knüpft er an seine Gedanken aus den 80er Jahren an. Das Ich in seiner Verzweigtheit, sei es in der Linguistik, der Psychologie und der Psychoanalyse, ist ein vielschichtiges Thema, das für Bittner noch lange nicht ausreichend behandelt wurde. Aus diesem Grund diskutiert er 1992 noch einmal den Paradigmenwechsel der Psychoanalyse (von der Vorstellung der Psyche als Apparat hin zur subjektorientierten Psychoanalyse), der in weiterer Folge auch eine Neuorientierung für die Psychoanalytische Pädagogik bedeuten würde. Er stellt seinen persönlichen Standpunkt gegenüber der Psychoanalyse und der Psychoanalytischen Pädagogik wie folgt dar:

„Ich bin gegen all die lückenlosen Erklärungen unseres Denkens, Fühlens und Handelns, die keinen Spalt mehr offen lassen für das Disparate, das Absurde und Ungereimte, das Unerklärliche, das Einmalige und Besondere. Dem Nicht-Einebnen der Brüche im individuellen Erleben, dem Erhalten dieser Brüche in der Selbstverfassung gilt mein ganzen Mühen. Denn diese Brüche bilden den ‚Spalt‘, das ‚Aufklaffen‘, [...], an dem das Subjekt sich darstellt“ (Bittner 1992, 19f.; Hervorh. i. Orig.).

Bittner drückt in diesem Zitat seinen Unwillen über die Vereinheitlichung des Menschen aus. Dies betrifft den psychisch gesunden sowie den psychisch kranken Menschen. Die Gesellschaft wünscht sich einen Menschen ohne eigenen Willen, ohne Ecken und Kanten, ohne eigene Meinung, kurz gesagt: ein angepasstes Wesen. Bittner selbst ist seit Beginn der 70er ein Verfechter der Wahrnehmung des individuellen Subjekts mit all seinen Höhen und Tiefen, mit den dunkelsten und freundlichsten Gedanken, die es besitzt. Gerade die Schattenseiten eines Menschen haben sein Interesse geweckt.

Die Beschäftigung mit der Unangepasstheit einer Person rührt mit ziemlicher Sicherheit daher, dass er sich selbst immer als Außenseiter (Fröhlich, Göppel 1996, 15) und an anderer Stelle sogar als Nihilist (Bittner 1996b, 260ff.) beschrieben hat, der ebenso wie jeder andere Mensch durch Krisen geht und sich der Sinnfrage des eigenen Seins gestellt hat. Als er 1970 in seinen Schriften begann, sich auch immer wieder selbst zu reflektieren, und festgehalten hat, dass jede Psychologie notwendig subjektiv und Selbstreflexion ihres Autors ist (Bittner 1992, 19), entwickelte er sein Konzept des doppelten, mit sich entzweiten Ichs. Sein Vorhaben war von diesem Zeitpunkt an, auch die Schattenseite des Ichs ans Licht zu bringen, ihr die Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, die ihr gebührt, und sie nicht notwendigerweise 'wegzuthrapieren'.

Er spricht sich von da an für eine Person-orientierte Analyse aus und meint damit Folgendes:

„Person-orientierte Analyse spielt nicht etwa den einen (das bewusste Ich) gegen den anderen (das unbewusste Ich) aus, sondern ist parteiisch für beide im Sinne, dass sie sich gegenseitig annähern, dass sie ihren Frieden miteinander machen sollen, ohne ineinander aufzugehen. Die oft beschworene Einheit, die Authentizität der Person – dass einer ‚selfcongruent‘, mit sich selber deckungsgleich wird – erstreben wir nicht, es wäre das Ende jeglichen Lebens und jeder weiteren Entwicklung (Bittner 1992, 21; Hervorh. i. Orig.).

Sein Anliegen ist es, die beiden von ihm beschriebenen Ich-Anteile miteinander zu versöhnen, beiden eine Daseinsberechtigung zu verleihen. Aus diesem Grund spricht er sich für eine Personorientierung in der Psychoanalyse aus. Damit grenzt er sich erneut von der technisch-deterministischen Psychoanalyse ab, die er schon in den 70er Jahren heftig kritisiert hat (ebd., 26f.). Des Weiteren plädiert er für eine Psychoanalyse und eine Pädagogik, die mehr auf Praxis und weniger auf Technik ausgerichtet sind (ebd., 28). Dies begründet er mit seiner Theorie über das Unbewusste im Menschen, das Grund-Ich. Er ist der Überzeugung, dass in der analytischen und der pädagogischen Praxis das Unbewusste die Führung übernimmt und man sich von der Illusion lösen muss, dass der Analytiker oder Erzieher die Zügel in der Hand hält, so dass die unbewussten Inhalte von zentralem Interesse sind (ebd.). Bittner will mit seinem Denkmodell über das doppelte Ich und die Gleichbedeutung des unbewussten Ich-Anteils nicht nur eine Basis zum Verständnis seelischer Krankheiten zur Verfügung stellen, er vertritt die Auffassung, dass dieses Konzept zugleich den Schlüssel zum tieferen Verständnis bedeutsamer menschlicher Phänomene aus dem nicht-klinischen Bereich in die Hand gibt (Göppel 1996, 71).

Es mag an dieser Stelle wenig verwunderlich erscheinen, wenn ein Autor von seinem Konzept derart überzeugt ist, dass er es für universell einsetzbar hält. Gleiches trifft auf Bittner zu, der Jahre später eingesteht, dass mittlerweile jede psychoanalytische Schule ihre je eigenen Konstruktionen und Konzepte besitzt und je nachdem, wofür man sich entscheidet, danach wird man in der Praxis handeln (Bittner 1995, 231).

Veranschaulicht wird seine These anhand der verschiedenen psychoanalytischen Vorstellungen von der Bedeutung der Kindheit für die weitere Entwicklung. Er zählt dabei Anna Freud, Melanie Klein, Heinz Kohut, Donald W. Winnicott und andere bekannte Autoren und deren Konstruktionen der Kindheit auf, um im Anschluss daran auszuführen, wie er es selbst damit hält.

„Wenn mich jemand fragt, wie ich es mit der frühen Kindheit halte, antworte ich: jede neurotische Manifestation steht in einem situativen und biographischen Kontext, der erschlossen werden muss, der manchmal (!) bis in die frühe Kindheit zurückverfolgt werden muss“ (ebd., 232; Hervorh. i. Orig.). Hier sticht nicht hervor, welche Bedeutung die frühe Kindheit für Bittner hat, sondern eher, dass er auch bei einem vieldiskutierten Thema der Psychoanalyse den für ihn wesentlichen Aspekt nicht aus den Augen verliert – das Subjekt mit seinem individuellen Lebenslauf. Das entspricht seiner Überzeugung, seinen erarbeiteten Theorien über das Ich.

Da diese Diplomarbeit den Theorien Bittners folgt und versucht, sein Verständnis vom Ich und vom Selbst zu erarbeiten, wird auch hier die Betrachtung der Kindheit der seinen ähneln. Aus diesem Grund kann es nur lohnend sein, sich anzusehen, wie Bittner sein Konzept des doppelten Ichs in die Pädagogik, zu deren Empfängern auch und vor allem Kinder gehören, einbetten möchte.

1996 stellt er in seinem Buch „Kinder in die Welt, die Welt in die Kinder setzen. Eine Einführung in die pädagogische Aufgabe“ ausführlich die bildungstheoretischen Implikationen jenes Modells vom „doppelten Menschen“ dar (Göppel 1996, 71). Bittner versteht die Erziehung als zentrale pädagogische Aufgabe, jedoch ist der Begriff Erziehung ein ebenso uneindeutiger wie der Ich-Begriff. Deshalb soll kurz Bittners Verständnis von Erziehung angeführt werden: „Mein Grundgedanke besagt nun, dass Erziehung darin bestehen soll, Kinder, Jugendliche und Menschen überhaupt in die Welt zu setzen, in jenem doppelten Sinn, den das Wortspiel nahelegt: mit der Welt bekannt zu machen, in sie einzuführen – und zugleich sie gleichsam als Menschen, als Subjekte zu Ende zu gebären, d.h. sie zu sich selbst und zu ihrem eigenen Leben zu befreien“ (Bittner 1996b, 10).

Wie stellt sich Bittner eine Befreiung zum eigenen Leben und die Befähigung zur Ich- und Selbst-Bildung im Kontext von Erziehung vor?

Das Schlüsselwort in diesem Zusammenhang heißt Subjektkonstitution.

Subjektkonstitution, Menschwerdung oder Personalisation sieht Bittner als einen der wichtigsten Aspekte der Erziehung an (Bittner 1996b, 73ff.). 1996 ist das Wort Subjektkonstitution in der Pädagogik noch an Kriterien wie Autonomie, Mündigkeit, Selbstbewusstsein gebunden und lässt die ermöglichenden Bedingungen, die ein Ich, ein Mensch, ein Subjekt braucht, um sich zu konstituieren, außer Acht.

Aus diesem Grund fordert Bittner die Pädagogik auf, ihre Sprachlosigkeit im Bereich Subjektkonstitution aus den Arsenalen der Psychologie zu kompensieren, und beschreibt, welche dort vorhandenen Konzepte Abhilfe leisten können (ebd.): „die Individuationslehre C.G. Jungs vor allem in der Fassung, die ihr die Post-Jungianer gegeben haben, Winnicotts Lehre vom wahren und falschen Selbst, [...] und meine eigenen Vorstellungen über die Antinomie von Alltags-Ich und Grund-Ich könnten in einer Bildungstheorie konvergieren, die der gängigen, erziehungswissenschaftlich konsensfähigen diametral entgegensetzt“ (Bittner 1996b, 94). Diese Konzepte haben vor allem eines gemein: Sie beschäftigen sich mit der Psyche des Menschen in Umbruchsituationen, Krisen, Kontinuitätsbrüchen und bewerten diese nicht als zerstörerisch, sondern als fruchtbare Erfahrung für die Selbst-Erkennntnis. Subjektkonstitutionen würde unter Bezugnahme auf oben genannte Theorien nicht die Vereinheitlichung der Menschen im Sinn haben, sie „würden von der Erfahrung ausgehen, dass Identität immer wieder verloren geht, dass es zu permanenten Suchbewegungen, Probelaufen kommen muss, die gerade nicht auf das Einswerden mit sich, sondern auf das Zulassen, ja Vertiefen der Gegensätze hinausläuft“ (ebd.).

Damit ist nun sowohl bildungstheoretisch als auch psychoanalytisch ein wichtiger Punkt angesprochen: Im Mittelpunkt des pädagogischen Interesses sollen nicht mehr Begriffe wie Vereinheitlichung, Rationalität und Sittlichkeit stehen, Ziel ist die Wertschätzung von Individualität, Vielheit und Unterschiedlichkeit in der pädagogischen Situation. Ist pädagogische Praxis nicht darauf ausgerichtet, kann sie unter Umständen ein Leben so beeinflussen, dass der hilflose Protest des Subjekts gegen das Objektiviertwerden, das Unterworfensein unter einen fremden Willen, eine Autorität, in eine Neurose mündet (Bittner 1992, 20). Winnicott bezeichnet „Übergefügigkeit“ als krankmachend, Schottlaender meint, dass Bilder anderer, die einem sagen, wie man sein soll, was man tun soll, die eigene spontane Handlung vollkommen auflösen können, so dass man als Subjekt auf ein Objekt angewiesen ist, das einem sagt, was zu tun ist (ebd.).

Bittner stimmt Maria Montessori zu, „dass Personen kraft der ihnen innewohnenden Intentionalität, ihres ‚inneren Bauplans‘, [...], auf Selbstverwirklichung angelegt sind. Wo diese blockiert wird, wo der Mensch gehindert ist, den innersten Bewegungen seiner Seele nachzuleben, entsteht seelische Krankheit“ (ebd.; Hervorh. i. Orig.). Unter diesem Aspekt ist die pädagogische Aufgabe nicht nur eine bildende und erziehende, sondern auch eine, der große Verantwortung für das menschliche Seelenheil zukommt.

Erhält der Mensch allerdings die Möglichkeit, sich auch in der pädagogischen Situation selbst zu entfalten und weiter noch, sein gesamtes Leben als Bildungsprozess zu begreifen, mit allen Höhen und Tiefen, so kann von einer Entwicklung zum „Selbstwerden“ gesprochen werden (Bittner 1996b, 197). Selbstwerden heißt in diesem Zusammenhang: „Sich als ein seiner selbst mächtiges Ich in der Welt zu realisieren“ (ebd.). Bittner geht davon aus, dass jede Altersstufe, und pädagogische Praxis umfasst mittlerweile alle Generationen, typische Etappen und Konstellationen einer Selbstrealisierung durchlebt. In diesen Stufen findet jeweils eine Suchbewegung anhand der Frage „Wer bin ich?“ statt, wodurch ein je altersspezifisches Ich gebildet wird.

Dabei ist es Bittner wichtig, darauf hinzuweisen, dass durch die Selbstrealisierung nicht nur ein einziges Ich entsteht: „Ein [...] Mensch befindet sich in teils widersprüchlichen Situationen, die er ausbalancieren muss. In so vielen Situationen er lebt, so viele Iche hat er. Das Kind lebt in vergleichsweise weniger – und weniger divergenten – Situationen als ein Erwachsener. Dementsprechend weniger Iche hat es“ (Bittner 1996b, 221).

Damit erweitert sich die Frage „Wer bin ich?“ auf „Wer bin ich und wie viele bin ich?“. So unspektakulär diese beiden Fragen auf den ersten Blick erscheinen mögen, so viel Bedeutung haben sie für Bittners Theorieentwicklung des Ich. Ging Bittner in den 70er und 80er Jahren noch vom Ich als „zweiköpfiges Monstrum“ (Bittner 1988, 9) mit einem Alltags-Ich und einem Grund-Ich aus, verschwimmen in den 90er Jahren die Grenzen. Er spricht nun von einer Multiziplicität, einer Vielzahl von Ichen (Bittner 1996b, 95), die zwei Iche sind nun nicht mehr aneinandergebunden, sondern das „jeweils aktuelle Ich wird nun mehr oder weniger als ein Produkt der jeweiligen Situation verstanden“ (Göppel 1996, 72f.).

Rolf Göppel sieht Bittners Vorstellung der Vielzahl und der Situationsbedingtheit der Iche problematisch und warnt ihn, dass der „innere Mensch“, den er mit seinem Grund-Ich aus der Verdrängung befreien will, nun Opfer der Ich-Inflation werden könne (ebd., 73). Bittner selbst weiß, dass seine Vorstellungen über die Multiziplicität des Ichs für die Wissenschaftsgemeinschaft schwer nachvollziehbar sind, jedoch hat ihn seit jeher die Uneinheitlichkeit des Ichs beschäftigt und sein diesbezüglicher Wissensdurst ist zu jenem Zeitpunkt noch nicht gestillt.

„Was veranlasst mich, unentwegt in dieser trüben Brühe zu fischen? Eine innere Erfahrung, die sich schwer in Worte fassen lässt: ich bin nicht (nur) ich. [...]. Für manche gilt es als erstrebenswert, einheitlich, mit sich kongruent zu werden, d.h. das mir Zugefallene und Zugewiesene mit aller Lebensenergie zu besetzen. [...]. Nur bleibt die Anima, die vegetative Seele (Bittners Grund-Ich, Anm. HB), wenn sie sich darin erfüllt und sich genügt, das Alltägliche zu begleiten, unerkant und unerkennbar, weil sie sich vom Alltäglichen nicht unterscheidet. Nur wo Seele und Alltag auseinanderfallen, da entsteht das Phänomen des ‚multiplen Ich‘, da wird Seele als Seele erkennbar“ (Bittner 1996b, 265; Hervorh. i. Orig.).

Es sei angemerkt, dass die zitierte Stelle aus dem letzten Kapitel des Buches „Kinder in die Welt. Die Welt in die Kinder setzen“ (1996) stammt und die Selbstthematisierung Bittners zum Inhalt hat. Warum er einem Lehrbuch für Pädagogik ein Kapitel über sich selbst anhängt, kann damit erklärt werden, dass er der Auffassung ist, psychoanalytische Aussagen seien stets und notwendigerweise subjektiv. Sie sind, so meint er weiter, „der Niederschlag der je individuellen Lebenserfahrung, des ganz persönlichen Ringens mit dem Unbewussten“ (Bittner 1996b, 253). Es geht also auch um die Haltung, die persönliche Lebensgeschichte des Schöpfers einer Theorie. Bittner thematisiert beinahe in jedem seiner Bücher ein Stück weit sich selbst und seine Lebenserfahrung. So kann man in einigen seiner Werke Geschichten über seine Erfahrungen mit seinem Sohn und seiner Tochter nachlesen und wie auch er als Psychoanalytiker, Tiefenpsychologe und Pädagoge an alltäglichen Situationen des Erziehungsgeschehens gescheitert ist. Des Weiteren thematisiert er seine nihilistische Lebenseinstellung, die zu einer Depression geführt hat (ebd., 263). Der selbstanalytischen Betrachtung seiner Depression wird weiter unten noch Beachtung geschenkt. Generell kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass Bittner wohl über jedes ihm wichtige Thema zumindest einmal intensiv nachgedacht und es zu einem Gutteil in seinen Büchern verarbeitet oder zumindest reflektiert hat. Dies macht ihn zum einen zu einer greifbaren Person, die mehr verrät als nur die wissenschaftliche Auffassung, und zu jemandem, der sehr offen den Lesern gegenübertritt, wie folgendes Zitat zeigt: „Der autobiographische Hintergrund des Reflektierens wurde mir mit der Zeit so wichtig, dass ich Texte als nichtssagend und leer empfand, in denen ich nicht offen oder (öfter noch) verdeckt ein autobiographisches Motiv verarbeitet hatte“ (ebd., 239).

Zum anderen stellt er seine eigenen Erlebnisse immer wieder zur Diskussion und hält diesbezüglich fest: „Meine strenge Selbstverpflichtung besteht aber darin, meine persönliche Version von Psychoanalyse im Dialog mit der psychoanalytischen Lehrtradition zu legitimieren“ (Bittner 1989, 220f.).

Das bedeutet, dass Bittner weiß, wie sehr seine Theorien und psychoanalytischen Aussagen subjektiv sind und er mehr oder weniger die Konflikte des Ich und des Selbst im Kontext seiner Lebensgeschichte zum Thema macht. Bittner ist übrigens nicht der erste Analytiker, der den Fokus seiner Theorien auf sich selbst legt. Vor ihm, und diesen Theoretiker bezeichnet er als eines seiner Vorbilder, hat sich C.G. Jung einer Selbstanalyse unterzogen – allerdings weniger, um Wissenschaft zu betreiben, wie Bittner es im Sinn hat (Bittner 1992, 19). Selbstreflexion und/oder Reflexion stellen für Bittner auch wissenschaftstheoretisch einen wichtigen, einen unverzichtbaren Aspekt dar. So plädiert er für deren Einzug in die zeitgenössische Pädagogik, die allerdings die Reflexion als wesentliches Moment für ein Verständnis über Lebensläufe menschlicher Subjekte immer wieder außer Acht lässt (Bittner 1996b, 268).

Warum dem so ist, ist damit zu erklären, dass Reflexion in Zusammenhang mit subjektiver Interpretation und Deutungsmustern nicht zu den Aspekten einer objektiven Wissenschaft, zu jenen sich die Pädagogik gerne zählt, gehört. Abseits wissenschaftlicher Kriterien hat es die Pädagogik dennoch mit Subjekten zu tun, die individuelle Lebensgeschichten ins Erziehungsgeschehen einbringen und Menschen mit Gefühlen, Ängsten, Wünschen, Hoffnungen und Träumen sind. Diese „lebensphilosophisch“ begründete Perspektive, welche Erziehungsereignisse vom Leben und Erleben der betroffenen Subjekte her interpretiert, fehlt der Pädagogik noch. Bittner und einige seiner Kollegen wollen der Pädagogik den (auto-)biographischen Ansatz an die Hand geben, um durch die Erforschung „des je individuellen Lebensverlaufs des Edukanden einen theoretischen Horizont zu bilden, auf dessen Hintergrund sich die auseinander laufenden Konzepte über menschliche Lernprozesse integrieren lassen“ (Bittner, Fröhlich 1997a, 9).

Wolfgang Loch formulierte die Bedeutung des biographischen Ansatzes in der Pädagogik drastischer: „das ‚curriculum scholasticum‘ ist auf einen Entwurf des ‚curriculum vitae‘ angewiesen [...], es ist das alle partikularen Curricula umfassende Curriculum des ganzen Lebens“ (Loch 1979, 38). Dies bedeutet, dass jeder Lehrplan von seinen Empfängern und ihren je subjektiven Lebenserfahrungen abhängig ist.

Ohne das Wissen und das Verständnis über die Lebensgeschichte ihrer Edukanden wird die Pädagogik ihre Bemühungen um Erziehung und Bildung nie gänzlich zum Erfolg führen können.

Dies gilt nicht nur für die Empfänger der Pädagogik, sondern gleichermaßen für die Sender, die Pädagogen also, denn jeder, der etwas von der „menschlichen, der sozialen Welt mit ihren diversen Bedeutungshorizonten verstehen will, sieht sich zuerst auf sein Leben verwiesen, das für ihn das unmittelbar gegebene Stück Welt und Leben überhaupt darstellt, von dem er sich weiter vortasten mag ins Menschlich-Allgemeine“ (Bittner, Fröhlich 1997, 10). Damit stellt Bittner die Reflexion über das eigene Ich und Selbst als unverzichtbar dar, um ein Verständnis der Lebensgeschichte und der Ich- und Selbstbildung der Edukanten zu erlangen. Um dieses Wissen über sich selbst und das andere zu erlangen, greift Bittner auf die Biographieforschung zurück.

Die Relevanz des biographischen Ansatzes ergibt sich dadurch, dass es in der Pädagogik „eine gefährlich einseitige Orientierung am so genannten Normalfall“ (Bittner 1996a, 24) gibt. Da aber kein Mensch gleich ist, jedes Individuum andere Talente und einen anderen Charakter mitbringt, Erziehung und Bildung nicht nur für den Normalfall zugänglich sein soll, muss sich die Pädagogik auf die Unterschiedlichkeit ihrer Empfänger einstellen. Egal, welchen Alters, jeder Mensch bringt zu jedem Zeitpunkt eine je eigene Entwicklungsgeschichte mit und um pädagogisch fördernd einwirken zu können, zählt ein Verständnis der Individualität der Lebensgeschichte zur unabdingbaren Grundausstattung der Pädagogik. Um anderer Menschen Lebensgeschichte und ihren Entwicklungsprozess verstehen zu können, ist man zuallererst auf die Reflexion der eigenen Biographie angewiesen, mit all den erlittenen Schicksalen, den gesammelten Erfahrungen, den prägenden Ereignissen. Erst durch die Selbstanalyse kann die Brücke zu einem Verständnis von Schicksalen, Erlebnissen, Gefühlen und damit zur Lebensgeschichte anderer gebaut werden. Das erlangte Verständnis kann der Pädagoge nutzen, um das Erziehungsgeschehen entwicklungsfördernd zu gestalten. Das Ich in seiner Unterschiedlichkeit und Vielheit zu sehen, das ist eine Aufgabe, der sich die Pädagogik noch stellen muss. Hilfestellung dabei leistet die pädagogische Biographieforschung, die Erziehung als Lebensgeschehen sieht und herausfinden möchte, wie Erziehung sich aus der Sicht der betroffenen Subjekte darstellt (Bittner 1996b, 14). Mit den Ausführungen zum Thema Reflexion, Biographie und Selbstanalyse dürfte deutlich geworden sein, welchen Stellenwert Bittner diesen Ansätzen beimisst – sowohl persönlich als auch disziplinär. Zu diesem Zweck macht er sich auch in seinen später erschienenen Werken immer wieder selbst zum Thema. Sehr eindringlich und transparent schreibt er über sein Leben im 1997 veröffentlichten Buch „Autobiographisches in systematischer Absicht. Eine Rede an mich selbst mit 60 Jahren“.

Es scheint, als ordne Bittner in diesem Werk seine Gedanken noch einmal, fasst zusammen, was er in den vorigen Jahrzehnten unternommen hat, um das Ich eines jeden Individuums ins Zentrum des wissenschaftlichen Diskurses der Psychoanalyse, der Psychologie und der Pädagogik zu rücken (Bittner 1997, 282). Die Zusammenschau ist ernüchternd, vor allem für ihn selbst. So schreibt er in Anlehnung an seine Überzeugung, dass der Psychoanalyse die Möglichkeit innewohnt, dem Menschen all seine Ich-Facettierungen zu eröffnen, sie zum Leben bringen und dadurch persönliche Erfüllung zu erleben: „So stehe ich da mit einem Negativ-Märchen in der Hand und weiß nicht mehr, wie ich es in ein Positiv-Märchen umdichten könnte“ (ebd., 278).

Soll dies etwa den Schlussstrich unter seine Überlegungen setzen, lässt sich ein unverbesserlicher Idealist wie Bittner unterkriegen? Beugt er sich mit 60 Jahren dem defizitären Ansatz der Psychoanalyse?

Das Wort defizitär wird an dieser Stelle übrigens verwendet, da Bittner, anders als seine Kollegen, nicht dafür eingetreten ist, die Defizite eines Menschen in der Analyse aufzulösen, nein, sein Anliegen war immer, den vermeintlich negativen Anteilen der Psyche eine Ausdrucksform zu verleihen, sie zu entmystifizieren, sie ins Leben zu integrieren, und zwar als etwas nicht die Existenz Bedrohendes, sondern als etwas dem Menschen Zugehöriges.

Was hat Günther Bittner dazu bewogen, seine Ansätze infrage zu stellen?

„Ich hatte immer [...] die Hoffnung, das Leben könnte solche Konstellationen bringen, in denen einer bekommt, was er braucht: einen Zustand der Stillung, des Gefundenhabens, des Befreit- und Erlöstwerdens – wie im Märchen. Diesen Traum sage ich mir, sollte einer wohl mit 60 zu Grabe tragen“ (ebd., 279). Es macht sich Hoffnungslosigkeit breit und diese führt bei Bittner, wie oben erwähnt, zu einer Depression. Raubt die Depression in der Regel die Kraft für jede Form von Aktivität, so findet Bittner für sich einen anderen Weg, um sich mit der häufig diagnostizierten Diagnose auseinanderzusetzen.

Er meint, es sei für ihn als jemand, der sich über all die Jahre hinweg immer der Selbstanalyse gestellt hat, notwendig, der Depression, im Blick auf das eigene Leben, Stimme zu verleihen, und zwar aus der Ich-Perspektive (ebd., 279). Es wäre beinahe paradox, würde er nicht wenigstens den Versuch wagen, sprach er sich 1996 ja gerade dafür aus, dass Darstellungen aus der Ich-Perspektive für die Psychologie und Pädagogik unabdingbar sind.

„Eine Psychologie, eine Pädagogik [...], die Leben zum Thema hat – mein Leben, dein Leben, unser Leben. Das war mein Ziel, als ich mich für den Biographien-Ansatz zu engagieren begann“ (ebd., 282). Sowie an anderer Stelle: „So besteht meine Psychoanalyse ebenso wie meine Pädagogik in der Substanz aus Geschichten: angefangen von meiner eigenen und denen der mir nahestehenden Menschen, über die Geschichte der Menschen, mit denen ich beruflich zu tun hatte“ (ebd., 287).

Es ist nur konsequent, dass er sich mit seinem Leben auch aus der Depressionsperspektive befasst, sein Ich darin findet. Bittners Erfahrungen mit der Depression werden im Folgenden nicht weiter ausgeführt werden, da sie für die zu beantwortende Fragestellung keinen nennenswerten Anhaltspunkt liefern.

Wichtig war aufzuzeigen, dass die 1997 zunächst vorherrschende Hoffnungslosigkeit den Kämpferwillen Bittners nicht besiegt hat, vielmehr hat sie ihn dazu angespornt, sich ein weiteres Mal davon zu überzeugen, dass es unerlässlich für seine Vorstellung von Psychologie und Pädagogik ist, das je individuelle Leben jedes seiner multiplen Ichs in den Mittelpunkt des Interesses der beiden Disziplinen zu rücken.

Selten davor konnte er seine Ansichten darüber, was Psychoanalyse und Pädagogik leisten sollen, so präzise formulieren wie in diesem von Selbstbetrachtung geprägten Buch: „Was mir vorschwebt, ist eine neue Art von Psychoanalyse, eine Psychoanalyse für das nächste Jahrhundert: ein Neu-sich-Einlassen auf die ‚Innenansichten‘ des Lebens (vgl. Herrmann 1991) – die Innenansicht als Leidensgeschichte in der Psychotherapie, als Bildungsgeschichte in der Pädagogik, als erschwerte oder entgleiste Bildungsgeschichte in der Heilpädagogik (ebd.; Hervorh. i. Orig.).

Damit schließt Bittner seinen Beitrag über seine Ich-Thematisierung und es liegt die Vermutung nahe, dass die erwähnte Hoffnungslosigkeit in Motivation umgeschlagen ist, in Motivation für die Konzeptualisierung einer Psychoanalyse, die den Vorstellungen Bittners genügt, die das in den Blick nimmt, was er für so wichtig hält: den Menschen als Subjekt, sein ich und sein selbst. Es ist wenig verwunderlich, dass nur ein Jahr später seine „Metaphern des Unbewussten“ (1998) erscheinen, ein Buch, das den Untertitel „Eine kritische Einführung in die Psychoanalyse“ trägt.

Mit diesem Werk erhoffte sich Bittner, eine Diskussion über seine Sicht der Psychoanalyse in Gang zu setzen, allerdings fand es kaum Resonanz.

Zunächst ist er bestrebt darzustellen, dass Psychoanalyse niemals Naturwissenschaft sein kann, wie Freud sie gerne gesehen hat, dass sie kein kleines bisschen naturwissenschaftlich sein kann, sondern rein und ausschließlich hermeneutisch angelegt ist (Bittner 1998, 41).

Wie in Kapitel 3 aufgezeigt, bedeutet Hermeneutik die Kunst des Verstehens und der Auslegung. Hermeneutische Psychologie im Speziellen sieht ihren Gegenstand im Verstehen der unendlichen Ketten menschlicher Selbstausslegung (ebd., 62). Für Bittner ist Verstehen, auch psychologisches, psychoanalytisches Verstehen, ein hochkomplexes Geschehen, bei dem „der Rekurs, auf das, was ich von mir selber kenne ebenso bedeutsam ist, wie die Bereitschaft, sich befremden zu lassen, d.h. wahrzunehmen, was ich von mir selber nicht kenne“ (ebd.).

Dies bedeutet, dass das Verstehen in der hermeneutischen Psychologie für ihn in erster Linie sich an den Punkten entlang tastet, die man selbst von sich kennt, dass man sich daraufhin auf etwas Fremdes einlässt, um durch diesen Prozess eine gemeinsame Welt zu entdecken, in der man sich im Optimalfall „versteht“ (ebd., 65). Für die analytische Situation heißt das, dass der Analytiker „in vielen ‚gemeinsamen Welten‘ enthalten ist, die nicht nur die Welten der Patienten, sondern auch die des Analytikers sind“ (ebd.; Hervorh. i. Orig.).

Spätestens beim Erscheinen seines Buches hätte sich Bittner wohl ein Aufrauen der Fachkollegen gewünscht. Im Zeichen der psychoanalytischen Tradition sollte ein Analytiker weitgehend mit sich selbst kongruent sein, seine Ich-Grenzen kennen, durch seine Abstinenz in der Psychoanalyse den Patienten nicht beeinträchtigen und sich nicht durch Übertragung und/oder Gegenübertragung leiten lassen. All diese 'Regeln' wirft Bittner mit seiner Vorstellung der Psychoanalyse als Hermeneutik über Bord. Er geht sogar noch weiter, indem er für eine gewisse Ich-Spaltung des Psychoanalytikers plädiert. Er meint, dass Ich-Spaltung nicht notwendigerweise aus pathologischen Gründen geschieht, sondern in gewisser Art und Weise unvermeidlich für die analytische Situation ist (ebd.). „Das Verstehen des Fremdseelischen verlangt die Aufweichung des allzu kompakten Ich“ (ebd., 65). Dadurch entstünde ein „Spalt im Ich“ (Meyer-Drawe, Waldenfelds 1988, 276), der das in Beziehungtreten mit dem fremden Ich ermögliche.

Es kommt zu einer „Vervielfältigung des eigenen Ich“ (Bittner 1998, 65), was ihn in Anlehnung an Rombach dazu bringt, das Subjekt als Vielheit zu sehen (ebd.). Nun ist die Multiziplicität an Ichen in der eigenen Person heutzutage allzu sehr mit dem Krankheitsbild der Schizophrenie verbunden, wovon hier nicht die Rede ist.

Bittners Annahme des Subjekts als Vielheit hat nichts mit der Pathologie einer multiplen Persönlichkeitsstörung zu tun, sondern will sich auf positive Weise einer der Gesundheit förderlichen These annähern. Er geht von der Annahme aus, die „oft beschworene Einheit, die Authentizität der Person – dass einer ‚self-congruent‘ mit sich selber deckungsgleich wird –, dieses Zerrbild von Selbstverwirklichung erstreben wir nicht, es wäre das Ende jeglichen Lebens und jeder weiteren Entwicklung“ (ebd., 92; Hervorh. i. Orig.).

An dieser Aussage ist zweierlei von Interesse:

Erstens spricht er vom Ende jeglicher weiteren Entwicklung, da er der Überzeugung ist, dass dort, wo ein Mensch daran gehindert wird, die innersten Bewegungen seiner Seele zu leben, seelische Krankheit entsteht. Dieses Thema wurde bereits weiter oben mit Bezugnahme auf Schottlaenders Bilder und Winnicotts ‚falsches Selbst‘ behandelt.

Zweitens spricht Bittner vom Zerrbild der Selbstverwirklichung. Damit meint er die vermeintliche Annahme, dass Einheitlichkeit, Anpasstheit und Unterdrückung von inneren Bestrebungen die Selbstverwirklichung in einer Gesellschaft fördern können (ebd., 91). Selbstverwirklichung, wie Bittner sie sieht, stützt sich auf die Theorien Jungs, Schottlaenders und Winnicotts.

Für die heutige Zeit am ehesten geeignet erachtet er diesbezüglich die Position Winnicotts: „Selbstverwirklichung ist Leben aus der eigenen Mitte heraus, ist ‚kreatives Leben‘, verhilft dem wahren Selbst zum Durchbruch. Im Gegensatz dazu entwickelt sich durch Übergefügtheit das falsche Selbst“ (Winnicott, oA, zit. n. Bittner 1998, 91). In dieser Arbeit schon mehrmals zitiert und in Anschluss an die Theorien Winnicotts gestellt, setzt sich Bittner auch 1998 dafür ein, Winnicotts falsches Selbst nicht gänzlich negativ zu sehen. Für ihn ist dieser Anteil der Seele, wenn wir uns seine Theorien zum Grund-Ich und zum Alltags-Ich noch einmal ins Gedächtnis rufen, mindestens ebenso wichtig. Wenn Psychoanalyse es „mit der Erforschung, der Behandlung, der Ermöglichung von Ich- und Selbstkonstituierung zu tun hat“ (Loch, Pohlmann 1977, 27), dann muss die Suche danach auch das „falsche Selbst“ (Winnicott), die „Anima“ (Jung), das „Grund-Ich“ (Bittner) umfassen. Gemäß Bittner muss diese Aussage – so einfach und so logisch sie auch erscheinen mag – erst Eingang in die psychoanalytische Theorie finden. Die ausschließliche Beschäftigung der Psychoanalyse mit den Objektbeziehungen eines Menschen, lehnt er weitgehend ab. „Was der Psychoanalyse bis heute weithin fehlt, ist eine Phänomenologie dieses Einpersonenbereichs, d.h. eines Ich ohne Objekt“ (Bittner 1996b, 165).

Ein Ich ohne Objekt ist freilich schwer denkbar, da man eher dazu neigt, von typischen Lebenssituationen auszugehen, in denen sich jeder Mensch mit irgendwem oder irgendetwas in Beziehung befindet. Dennoch gibt es Gegebenheiten, in denen man ein Ich ohne Objekt vorfindet:

„Metaphern, in denen solche Zustände beschrieben werden, sind zum Beispiel die des Absturzes (vgl. Argelander), des Fallengelassenwerdens (Bittner 1971), des Hinausgeworfenwerdens (vgl. Mt. 22.13), des Ins-Loch-Fallens, der Katastrophe des Todes (Caruso 1968, Bittner 1984), der Hölle (Bittner 1979a). Eine Psychoanalyse, die einseitig von den Objektbeziehungen her denkt, wird tendenziell dazu neigen, diesen ‚tiefsten Grund‘ menschlicher Verstörungen zu vernachlässigen“ (Bittner 1998, 165).

Nun kann eingewendet werden, dass eine psychoanalytische Theorie nicht Einzelschicksale zum Inhalt hat. Dies ist durchaus berechtigt, dennoch beschreiben oben aufgezählte Vorkommnisse nur beispielhaft Phänomene, in denen es nur ein Ich gibt, und sie lassen sich subjektiv beliebig erweitern. Trotzdem erhebt sich die Frage, wie die psychoanalytische Theorie in den genannten Krisensituationen vorgeht. Ein Konzept, das mit Sicherheit genannt werden würde, wäre das der psychischen Abwehr. Abwehrreaktionen beinhalten, wie bereits an anderer Stelle beschrieben, das Fernhalten von Konflikten und unangenehmen Erinnerungen. Sie dienen „zur Aufrechterhaltung [...] eines bestimmten Selbstkonzepts und des daran hängenden Selbstwertgefühls“ (Hoffmann oA, zit. n. Bittner 1998, 181). Sie geschehen unbewusst und verfolgen die Regulation der für uns unangenehmen Affekte (ebd.). Für Bittner gehören Abwehrreaktionen und Ich-Konzept zusammen, weil eine der Bedingungen für das stabile Funktionieren eines Selbstwertkonzepts seine Unbewusstheit ist (Bittner 1998, 81). Das Unbewusste nennt er gern das „Andere in mir“, es ist aus heutiger Sicht „per definitionem etwas, das nicht positiv ‚gewusst‘, sondern nur imaginiert oder konstruiert werden kann“ (Bittner 1998, 203; Hervorh. i. Orig.).

Daher lohnt es sich laut Bittner, eine Vorstellung vom eigenen „Ich“ zu bilden, „gerade in seinen unerkannten Bedingtheiten physiologischer und unbewusst seelischer Art, und von der Verflochtenheit des Unbewusst-Seelischen mit dem Physiologischen – freilich auch mit dem Gesellschaftlichen [...]“ (ebd. 209; Hervorh. i. Orig.). Das Imaginieren der eigenen bewussten und unbewussten Ich-Anteile ermöglicht es dem Menschen, seine (Abwehr-)Reaktion im Nachhinein zu deuten, zu interpretieren und zu reflektieren (Bittner 1998, 183).

„Das Unbewusste, das auf diese Weise zum Vorschein kommt, erscheint bald als erweitertes Ich, bald als das Fremde, als das andere Ich, als Nicht Ich. Das Ich wird sich selbst fragwürdig; es stellt sich in neue Kontexte, in neue Beleuchtungen. Mit alledem ‚verflüssigt‘ es sich, lässt seine kompakte Eindeutigkeit auf“ (ebd., 205; Hervorh. i. Orig.). Damit verdeutlicht Bittner noch einmal seine Vorstellung von der Vielfalt des Subjekts. Es geht ihm darum, diese Ansicht auch in die psychoanalytische Praxis einzuführen. Neu ist es nicht, dass das Unbewusste in der analytischen Situation zum Sprechen gebracht werden soll, so sah Freud das Ziel der Analyse darin: „Wo Es war, soll Ich werden.“ Doch wie durch die Analyse der Texte Bittners festgestellt werden konnte, ist er kein großer Freund des Freud'schen Es und schon gar kein Befürworter von Freuds Strukturmodell der Psyche. Aus diesem Grund beschäftigt er sich auch 1998 noch einmal mit der Modifizierung des Mensch-Maschine-Gleichnisses und zeigt auf, wie er sich ein Lebendigwerden des Unbewussten in der psychoanalytischen Situation vorstellt:

„All diese Ich-Facetten sehe ich als Emanationen eines ursprünglicheren Ich an, das ich zur Unterscheidung vom psychoanalytischen Ego das ich Grund-Ich genannt habe. Darin, dieses Grund-Ich zum Leben zu erwecken und in seine Rechte zu setzen, die ihm vom Alltags- oder Rollen-Ich genommen worden sind, d.h. es zu einem lebenspraktisch, realisierbaren ‚Gedanken‘ statt einem Symptom werden zu lassen, liegt die Aufgabe der Psychoanalyse“ (ebd., 206; Hervorh. i. Orig.).

Bittner betrachtet das Ich nicht als Einheit, es ist nichts Festes, es ist nicht ein Teil unserer psychischen Struktur, sondern es ist unser gesamtes Leben mit all seinen Facetten und in seiner Uneindeutigkeit. Je nachdem, in welcher Situation sich ein Mensch befindet, wird er die eine oder andere Facette seines Ich zum Leben erwecken, während die anderen im Untergrund vor sich hinschlummern. Das Ich als ein Chamäleon, so stellt es sich für Bittner dar (ebd., 227). Das je eigene Leben ist Ich. Die Aufgabe der Psychoanalyse besteht darin, jedes Ich, jede Facette einer Person in der Analyse zum Licht zu führen, ihr Leben einzuhauchen und die Inkongruenz eines Menschen als positiv anzusehen. Mit diesen Gedanken soll das Kapitel über Bittners Wirkungsperiode in den 90er geschlossen werden, um im nachfolgenden Resümee eine Gesamtübersicht zu geben.

4.4.1 Resümee

Die erschienen Publikationen Bittners aus den 90er Jahren sind betreffend der Themenschwerpunkte sehr vielseitig. Neben den psychoanalytischen Theorien und Konzepten zum Ich-Begriff, beschäftigt er sich in dieser Dekade mit dem linguistischen Sprachgebrauch des Ich und erarbeitet auch für die Pädagogik bildungstheoretische Implikationen, die das Ich zum Thema haben. Letzteres betreffend spricht er sich für eine Pädagogik aus, die Subjektkonstitution als zentralen Inhalt zum Ziel hat. Subjektkonstitution in dem Sinne, die Menschwerdung nicht dahingehend zu gestalten, dass ein Subjekt durch Anpassungsleistungen dazu gebracht wird, in der heutigen Gesellschaft mit möglichst wenig Widerstand sein Leben leben zu können, sondern das Zulassen von Gegensätzen innerhalb einer Person und all seinen Ich-Anteilen dahingehend zu fördern, dass ein Mensch sich selbst mit alledem was zu ihm gehört verwirklichen kann (Bittner 1996b, 94).

Wenn die Pädagogik die Bedingungen dafür schaffen kann, dann, meint Bittner, kann vom „Selbstwerden“ (1996b, 197) eines Menschen gesprochen werden.

Hier ist deutlich zu sehen, dass der Begriff Selbst, wenn auch nie alleinstehend, Einzug in Bittners Theorien gefunden hat. Es bleibt die Frage offen, warum er sich nicht für Begriffe wie Ich-Verwicklung oder Ich-Werden entschieden hat und diese, trotz deren Nicht-Vorhandensein im Duden, in seine Theorien aufgenommen hat.

Möglicherweise hat ihn die Popularität des Begriffes zu jener Zeit angetrieben, jedoch sei auch hier noch einmal angemerkt, dass der Begriff Selbst in Bittners Theorien keine wichtige Stellung einnimmt. So betont er häufig in seinen Schriften: „Ich verwende die Begriffe Selbst, Individuum, Subjekt und Person nahezu äquivalent“ (Bittner 1996b, 73).

Der Begriff Selbst stellt für ihn somit nur eine (weitere) Bezeichnung für den Menschen dar und nicht eine Theorie. Auch wenn er von Selbstthematisierung spricht, welche in den 90er Jahren mehrmals angesprochen wurde und deren Wichtigkeit er immer wieder betont, ist das Selbst als theoretisches Konzept bei ihm nicht anzutreffen. Sich selbst zum Gegenstand zu machen, über sich selbst und sein je eigenes Leben nachzudenken stellt für ihn vielmehr eine Notwendigkeit dar, wenn man auch jemanden außerhalb seiner selbst verstehen will.

Nun ist es so, dass die Pädagogik genauso wie die Psychoanalyse und Psychologie etwas von der „menschlichen, der sozialen Welt mit ihren diversen Bedeutungshorizonten verstehen will,[...]“ (Bittner, Fröhlich 1997, 10) und sich dahingehend laut Bittner immer wieder auf das eigene Leben zurück verwiesen sehen wird.

Er geht davon aus, dass man einen anderen nur im Rekurs auf sich selbst verstehen kann (Bittner 1998, 65). Daraus folgert Bittner, dass die Psychoanalyse niemals Naturwissenschaft sein kann, wie Freud sie konzipiert hatte sondern einzig und allein als hermeneutische Wissenschaft gesehen werden kann (Bittner 1998, 41). Ich möchte dem gerne hinzufügen, dass auch die Pädagogik sich notwendigerweise auf die Hermeneutik verwiesen sieht, wenn sie in Bittners Sinne dem Mensch zur Subjektkonstitution verhelfen soll.

Bezüglich Bittners Theorien über das Ich hat sich in den 90er Jahren eine gewisse Erweiterung der Annahmen über das Ich ereignet. Ging er in den 70er und 80er Jahren davon aus, dass das Ich in sich zweigeteilt ist, so geht Bittner in dieser Dekade von einer Multiplizität des Ich aus (Bittner 1996b, 95). Er spricht in diesem Zusammenhang vom Ich als Chamäleon, das sich in jeder Situation für die eine oder andere Ich-Facette entscheidet. Auf die Frage wie viele Iche demnach in einem Menschen vorhanden sein könnten antwortet Bittner: „Ein [...] Mensch befindet sich in teils widersprüchlichen Situationen, die er ausbalancieren muss. In so vielen Situationen er lebt, so viele Iche hat er“ (Bittner 1996b, 221). Diese Aussage stellt die Psychoanalyse vor eine schwierige Aufgabe, da bisher die Annahme vertreten wurde, dass der Mensch eine Einheit ist und nur in Krisensituationen durch zum Beispiel Abwehrreaktionen andere, unbewusste Handlungen vollzogen werden.

Bittner steht dem Zugang der Psychoanalyse kritisch gegenüber und fordert sie deswegen zu einer Änderung des Blickwinkels in der Analyse auf: „All diese Ich-Facetten sehe ich als Emanationen eines ursprünglichen Ich an, [...] das ich Grund-Ich genannt habe. Darin dieses Grund-Ich zum Leben zu erwecken und in seine Rechte zu setzen, die ihm vom Alltags- oder Rollen-Ich genommen worden sind, [...] liegt die Aufgabe der Psychoanalyse“ (Bittner 1998, 206). Mit dieser Aussage gibt Bittner auch einen Ausblick, auf die Arbeit, die er in den folgenden Jahren verfolgen wird – eben dieses Grund-Ich zum Leben zu erwecken.

Um auf die leitende Fragestellung der Arbeit zurückzukommen, kann festgehalten werden, dass Bittner eine starke Abgrenzung der Begriffe Ich und Selbst vornimmt, in dem er das Selbst nur als eine weitere Bezeichnung für den Menschen ansieht und nicht als wirkliche Theorie bzw. als ein Konzept. Das Ich steht nach wie vor an erster Stelle seiner Überlegungen und bildet die Basis für seine Theoriebildung.

Es gibt für Bittner demnach keine Berührungspunkte der beiden Begriffe und so kann festgehalten werden, dass das Wort Selbst bei Bittner keinen Begriff und kein Konzept markiert, sondern eher eine literarische Komponente ist. In den 90er Jahren neu hinzugekommen ist die Auffassung Bittners über die Wichtigkeit eines Ich-Verständnis in der Pädagogischen Theorie und Praxis.

Damit wären im Resümee nun einige wichtige Punkte zusammengefasst worden, mit denen die Thesen aus den 80er Jahren überprüft werden können:

ad a)

Die Annahme, dass für Bittner ein erweitertes Ich-Verständnis für die Erforschung des Subjekts mehr Sinn macht, als die Übernahme des Selbst-Begriffs, wird auch in den 90er Jahren vertreten. Auch wenn in diesem Kapitel nicht erneut die Kritikpunkte Bittners an Kohut dargestellt worden sind, ist festzuhalten, dass Bittner nicht an eine Ersetzung des Ich-Begriffs durch den Kohut'schen Selbst-Begriff interessiert ist.

ad b)

Die im vorigen Kapitel angeführte zweite These beschäftigte sich mit der Auffassung Bittners, dass das Ich mit sich selbst entzweit ist und keine kompakte Einheit darstellt. Diese Aussage kann zum einen bestätigt werden und zum anderen muss sie durch die Annahme der Multiplizität des Ich erweitert werden. Das Ich sieht Bittner nun nicht mehr als entzweit an, sondern als Vielheit von situationsbedingten Ich-Facetten, die gegebenenfalls bewusst und unbewusst zum Vorschein kommen.

ad c)

Diese erweiterte Auslegung des Ich beinhaltet nun auch die Überprüfung der dritten These, da die Anteile des Ich nun nicht mehr als gleichwertig beschrieben werden, sondern das Unbewusste in jedem Moment des Daseins mitschwingt und (mit)entscheidet, welche der Ich-Facetten in einer Situation zum Tragen kommt. In diesem Sinne kann diese These nicht verifiziert werden.

ad d)

Die Annahme, wie sie in These d) beschrieben wurde, dass im Prozess der Ich-Spaltung der unbewusste Teil der Persönlichkeit verdrängt wird, wurde in den 90er Jahren nicht thematisiert. Ich-Spaltung wurde dahingehend angesprochen, dass sie laut Bittner für die analytische Situation notwendig ist, um „Fremdseelisches“ (Bittner 1998, 65) zu verstehen und dadurch zu einer Vervielfältigung des eigenen Ich, durch die Bereicherung eines fremden Ich, führt (ebd.). Demgemäß kann angenommen werden, dass durch Ich-Spaltung das eigene Ich erweitert werden kann.

ad e)

Die schon aus den 70er Jahren übernommene These betreffend der in der Urverdrängung getätigten Tarnungen wurde schon in den 80er Jahren sowie auch in den 90er Jahren nicht ausreichend thematisiert, was für die vorgenommene Thesenbildung bedeutet, dass die Annahme zwar nicht falsifiziert werden kann, jedoch der Fokus jetzt auf anderen Sachverhalten liegt.

So ergeben sich für die Wirkungsdekade der 90er Jahre folgende Thesen:

- a) Ein erweitertes Ich-Verständnis ist für das Erforschen des Subjekts fruchtbarer, als die unreflektierte Übernahme des Kohutschen Selbst-Begriffs.*
- b) Das Ich stellt für Bittner keine kompakte Einheit dar und wird als Vielheit gedacht.*
- c) Bittner geht von einem Alltags-Ich, das den bewussten Teil der Psyche markiert, und einem Grund-Ich, das den unbewussten Teil der Psyche bezeichnet, aus. Diese Ich-Anteile sind nicht voneinander abgrenzbar und bestehen wiederum aus einer multiplen Anzahl von Ich-Facetten.*

- d) *Durch das Aufweichen der Ich-Grenzen in der Ich-Spaltung erweitert sich das eigene Ich um neue Facetten.*
- e) *Psychoanalyse und Pädagogik sind notwendigerweise hermeneutische Wissenschaften, sofern sie sich mit der Erforschung des Ich und des Selbst befassen.*

4.5 Publikationen 2001-2011

Aus den vorangegangenen Überlegungen dürfte deutlich geworden sein, dass Bittners Konzeption des Ich darauf hinausläuft, es nicht als Einheit zu denken. Ende der 90er Jahre neu hinzugekommen ist die Annahme einer Vielheit an Ich, von der er sich eine lebhaft Diskussion in der Wissenschaftsgemeinschaft erhoffte. Diese fand, wie oben erwähnt, nicht statt. So ist es wenig verwunderlich, dass Bittner zu Beginn des neuen Jahrtausends etwas zermürbt auf die letzten Jahre zurückblickt:

„Ich sage das vielleicht aus einer persönlichen Enttäuschung heraus: in den mehr als 30 Jahren meiner Zugehörigkeit zur Psychoanalyse habe ich immer wieder versucht, gegen den Strom zu schwimmen, Probleme in einer neuen Sprache zu formulieren. Vor allem faszinierte mich das immer neue Umkreisen des Ich und eine neue Konzeption der lebendigen analytischen Beziehung [...]. Mit alledem bin ich nicht durchgedrungen, zuletzt in meinem Buch ‚Metaphern des Unbewussten‘ (1998), das keine Resonanz gefunden und keine Diskussion ausgelöst hat. So ist mir im Moment nicht mehr ganz klar, wo ich mich in der organisierten und institutionalisierten Psychoanalyse befinde“ (Bittner 2003a, 148).

Es ist, wie in den vorigen Kapiteln schon mehrmals aufgezeigt, nicht das erste Mal, dass Bittner Zweifel an der Disziplin und an sich selbst äußert.

Dennoch, und dies könnte man auch als Wesenszug Bittners auffassen, gereicht ihm die kurzzeitige Resignation nicht beständig zum Nachteil. Das Sich-infrage-Stellen ist seit Anbeginn seiner Publikationstätigkeit Teil seiner Gedanken zur Psychoanalyse als wissenschaftliche Disziplin. Die Hervorkommnisse aus seiner selbstanalytischen Betrachtung haben meist dazu geführt, dass er seine Theorien um einzelne Aspekte erweitern konnte. So ist es wenig verwunderlich, dass Bittner 2001 ein Buch mit dem Titel „Der Erwachsene. Multiples Ich in multipler Welt“ herausgibt, das jenes oben genannte Umkreisen des Ich (wieder) zum Inhalt hat.

Bevor näher auf die neue bzw. erweiterte Theorie des Ich eingegangen werden soll, wird ausgeführt, wie er sich in jenem Buch zunächst mit der „organisierten und institutionalisierten Psychoanalyse“ (Bittner 2003a, 148) auseinandersetzt, um durch die Reibung mit ihr zu seinen eigenen Vorstellungen von Psychoanalyse und Ich zu gelangen.

Wie aus den vorangegangenen Kapitel herauszulesen ist, wendet er sich zu Beginn seines Buches abermals gegen die Neueinführung des Selbst-Begriffes in der Psychoanalyse (ebd. 2001, 17). Die Einführung des Selbst-Begriffes löste in der theoretischen Psychologie und Psychoanalyse in den 1970er Jahren eine neue Bewegung aus: Das Konzept der Ich-Identität von Erikson und die Selbstkonzeptforschung sind nur zwei nennenswerte Resultate aus der Diskussion um den Selbst-Begriff. Diese beschäftigen sich nun auch mit der Biographie eines Subjekts, was ganz im Sinne Bittners liegt. So hält er fest, dass die Entwicklung der Psychoanalyse ihren Weg vom Ich als einer metapsychologischen Konstruktion zu Begriffen wie Selbst und Identität nahm, welche eine Thematisierung des Ich-Erlebens mit seiner Entwicklung im biographischen Kontinuum gestatten (ebd., 70f.). Der darin liegende Fortschritt wäre für Bittner durchaus begrüßenswert, wenn die Selbstkonzeptforschung nicht davon ausgehen würde, dass Menschen über ein Wissen verfügen, das ihnen sagt, wer sie sind (Filipp 1979, 130). So einfach ist es jedoch nicht:

„Menschen denken über sich nach, sie wissen etwas von sich, von ihrer Existenz und Kontinuität – so weit einig. Sie wissen aber auch vieles von sich nicht. Und vor allem: dass dieses menschliche Nachdenken über sich selbst ausgerechnet darin bestehen soll, sich bestimmte Merkmale zuzuschreiben und diese zu bewerten – das ist wohl eher der psychologischen Attributionstheorie geschuldet als der schlichten Lebenserfahrung“ (Bittner 2001, 73).

Attributionstheorie meint die Betrachtung von Informationen, die eine Person zur Ursachenzuschreibung, zur Bewertung nutzt (Zimbardo 2003, 426).

Das reicht für Bittner noch lange nicht aus, um sich selbst in Zusammenhang mit seinem Lebenslauf zu begreifen. Es sind nur Zuschreibungen, die wir uns selbst geben und von denen wir annehmen, dass sie zu uns gehören. Auf diese Weise kratzt die Selbstpsychologie lediglich an der Oberfläche eines Subjekts. Das, was im Verborgenen liegt, das, was nicht einfach auf einer Liste von Eigenschaften, die wir glauben zu besitzen, anzukreuzen ist, genau darauf zielt Bittner ab.

Er beschreibt in diesem Zusammenhang sein Grund-Ich, das im Hintergrund und Untergrund unseres alltäglichen Ich-Bewusstseins verborgen ist und zum Leben kommen will (Bittner 2001, 75). Der Begriff Grund-Ich wurde im Laufe dieser Arbeit schon sehr häufig an- und ausgeführt, in unterschiedlichen Metaphern hat Bittner zu erklären versucht, was er darunter versteht.

Eine prägnante Definition aus dem Jahr 2001 soll im Folgenden wiedergegeben werden: „Eine Schicht des Mich-Fühlens, die mir im Alltag verschlossen ist, zu der hinzukommen eine gewisse Anstrengung oder Konzentration oder Aufmerksamkeit erfordert oder die mir auf Grund von Konstellationen, die ich nicht beeinflussen kann, sozusagen als Geschenk zufällt“ (Bittner 2001, 75).

Es erfordert demnach großes Bemühen, mehr als nur eine Liste von Zuschreibungen, um herauszufinden, wer man ist. Generell hat Bittner nichts gegen die Selbstthematisierung – dem sich selbst zum Gegenstand der Betrachtung zu machen – einzuwenden, wenn diese nicht so geschieht, wie es die empirische Selbstkonzeptforschung betreibt. Er will eine Lösung finden, eine, die nicht nur an der Oberfläche des Menschen und seiner Lebensgeschichte kratzt, eine, die Ich-Erfahrung und Selbstthematisierung konkret beschreibt und damit Ergebnisse über die Entwicklung des Ich-Komplexes in der Lebensspanne liefert (ebd.). Bereits in den 90er Jahren hebt Bittner die Wichtigkeit der autobiographischen Selbstthematisierung hervor, damals noch im Zusammenhang mit der oder als handlungsleitendes Konzept für die Pädagogik. Die Reflexion, Interpretation und Deutung von (Auto-)Biographien sah er seit jeher als fruchtbaren Boden für alle Disziplinen an, die den Menschen als Gegenstand ihrer Wissenschaft haben. „Menschen bemerken sich, in vielfältigen biographischen Kontexten. Die Auslegung solcher spontan-autobiographischer Selbstthematisierung wäre die vordringliche Aufgabe, um die Enge etablierter Selbstkonzeptforschung zu sprengen“ (Bittner 2001, 85). Von daher genügt es für Selbstthematisierungen nicht, anhand einer Liste von Selbstzuschreibungen herauszufinden, wer man ist. Reflexion, Interpretation und Deutung sind die Werkzeuge, die für das Erfassen des Ich-Erlebens einer Biographie erforderlich sind.

Sprachliche Selbstöffnung und Selbstthematisierung ist lückenhaft, da uns selbst nicht alle Inhalte bewusst sind. Durch die Interpretation und Deutung, durch das Auslegen der Lücken, stößt man auf weitere Facetten des Ich, denn in autobiographischen Erzählungen sind immer auch Konzepte vom 'Ich' enthalten, das handelt, lebt und leidet (ebd., 86). Was sich in der Selbstthematisierung darstellt, ist nicht nur ein sprachliches Ich, es erzählt gleichsam eine Geschichte über das eigene Leben, es ist, um es mit Rombach zu formulieren: „Genese, genauer ‚Autogenese‘ und nichts anderes [...]. Es ist Genese und bleibt Genese, soweit es auch kommen mag. Es zerfällt auch immer wieder, und es muss sich selbst immer wieder aufbauen“ (Rombach 1987, 23).

Das Ich, von dem hier die Rede ist, ist Genese, aber keine Einheit. Es erzählt in all seinem Facettenreichtum vom eigenen Leben, versucht sich zu strukturieren und wird dennoch immer ein Ich sein mit „unscharfen Rändern und Begrenzungen, das sich permanent hervorbringt, sich mal in diese, mal in jene Richtung entwirft, manchmal in mehrere Richtungen gleichzeitig, wodurch das Phänomen der Multi-Egoität entsteht“ (Bittner 2001, 92).

Der Begriff Multi-Egoität wurde vom Philosophen Heinrich Rombach, dessen Gedanken sich Bittner sehr nahe fühlt, eingeführt (ebd.). So meint Bittner diesbezüglich: „Rombachs Multi-Egoität, sage ich einmal unbescheiden, geht in meiner Theorie des ‚doppelten Menschen‘ auf, und zwar auf eine Art, die Rombach selbst andeutet: die multiplen Egos gehen aus einem gemeinsamen Grund hervor, sind Ausdruck einer hintergründigen Dynamis – eben der, für die ich die Chiffre Grund-Ich prägte“ (ebd.). Die „hintergründigen Dynamis“ (Rombach zit. n. Bittner 2001, 100), die unbewussten Ich-Anteile gestalten die eigene Geschichte mit, sie blasen sie dem bewussten Ich-Erzähler mehr oder weniger ein (Bittner 2001, 100). „Dieses ‚unbewusste Ich‘ nun hat stets mehrere Geschichten gleichzeitig auf Lager; es kann sich so oder so erzählen“ (ebd.). Es entscheidet, welche Ich-Facettierung in der Erzählung ausgepackt werden soll und welche im Verborgenen bleibt.

Dies bedeutet zusammengefasst, dass sich Selbstartikulation, weil versprachlicht, keinesfalls nur im Bereich der bewussten Ich-Anteile abspielt, sondern vielmehr von ihren unbewussten Ich-Anteilen gesteuert wird. Den Grund, warum es sich lohnt, der menschlichen Selbstthematisierung auf die Spur zu kommen, ihrer Entwicklung nachzuspüren, sieht Bittner in der modernen „Ich-Deflation“. Der Begriff mag unverhofft kommen, ist doch ein Kapitel zuvor Bittner noch von Göppel für seine Inflation der Iche gerügt worden (siehe Kapitel 5.3). Doch Bittner sieht das Problem der heutigen Psychologie, Psychoanalyse und Psychotherapie in jener Ich-Deflation. Er schreibt dazu: „Menschen empfinden ihr ‚Ich‘-Sein bzw. ‚Ich‘-Sagenkönnen kaum mehr als etwas Weltbewegendes, das ‚Ich‘ besitzt keine Kraft, keine Aura mehr. Viele depressive Krankheiten unserer Tage sind dadurch charakterisiert, dass dem ‚Ich‘ das Wertvolle, das Kraft- und Gefühlsgeladene abhanden gekommen ist – eben: ‚Ich-Deflation‘“ (ebd., 109; Hervorh. i. Orig.). Vielleicht liegt in dieser Aussage der Kern aller Überlegungen Bittners.

All sein Bestreben, dem bewussten und unbewussten Ich wieder mehr Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, es vor der Zurückdrängung durch die inflationäre Verwendung des „Selbst“-Begriffes zu schützen und es in seiner Vielheit und Uneindeutigkeit zu unterstützen, gründen in seiner Annahme der „Ich-Deflation“. Des Weiteren entwickelte er in jenen Jahren ein Forschungsinstrument, das dem Ich auch in der Wissenschaft wieder Stimme verleihen soll – die autobiographische Erzählung.

In ihr führen die verwendeten Selbst-Symbolisierungen „ein Ich vor Augen, das nicht verdinglicht ist, das dem Hintergründigen, auch dem Unbewussten in der Selbstaussage Spielraum lässt. Der ‚bildende‘ Charakter der Ich-Erzählung und der interpretativen Befassung mit ihnen liegt darin, gegen alle Tendenzen zu Verkleinerung und Banalisierung des Ich dessen ‚weltbewegende‘ Potenz wieder zu entdecken“ (ebd., 110).

Das Befassen mit der eigenen Biographie und jener von anderen setzt etwas, das Bittner sowohl in der Psychoanalyse als auch in der Pädagogik schmerzlich vermisst, in den Mittelpunkt des Interesses: die Perspektive des Subjekts, des Ich (Bittner 2003a, 152). Aus diesem Grund und den vorangegangenen Überlegungen beschäftigt er sich 2003 in einem Beitrag namens „Psychoanalytische-Pädagogik-heute?“ (2003) ausführlich damit. Er meint, dass die Psychoanalyse, so wie er sie sieht, der Pädagogik dabei helfen kann, die Perspektive des Subjekts wieder zu gewinnen (ebd.). Sozusagen gegen die Ich-Deflation auch an pädagogischen Orten. „Psychoanalyse in der Pädagogik ist Hermeneutik des Educanden-Subjekts im familiären und gesellschaftlichen Kontext, Auslegung seiner Werde-Möglichkeiten und Werde-Hemmungen, gerade auch unbewusster Art“ (ebd.). Damit wird der Pädagogik viel Arbeit aufgebürdet: Es geht nicht mehr nur um die Vermittlung von Inhalten, sondern auch um ein intensives Nachdenken über das je Subjektive an ihren Educanden und vor allem um ein Verstehen der Innerlichkeit ihrer Empfänger. Hilfe leistet dabei eine Psychoanalyse, die die Frage aufrechterhält: „Wo bist du, wer bist du, was ist aus dir geworden, was kann aus dir werden? Das Subjekt, das Ich des Educanden aus seinen Verdrängungen auszugraben, ihm zu Leben zu verhelfen – dazu bedarf Pädagogik auch heute noch der Psychoanalyse“ (Bittner 2003a, 154).

Unaufhörlich diese Fragen zu stellen, das Subjekt in den Mittelpunkt aller Überlegungen zu rücken und es im Sinne einer Menschen-Hermeneutik, die im Gegensatz zur Texthermeneutik nicht den Kontext und Zusammenhang, sondern den Sprecher als Urheber interpretiert (Bittner 2005, 9), das wäre Bittners Vorstellung einer Psychoanalytischen Pädagogik.

Das Ich als Erlebenstatbestand, das auf diese Fragen offen antwortet, lässt sich nicht mit wissenschaftlichen Begriffen festnageln, dafür bedarf es der Interpretation und der Deutung (Bittner 2003b, 89).

Diesem Gedanken folgend will Bittner den Aspekt der Ich-Auslegung wieder verstärkt in die Psychoanalyse und Pädagogik einführen: „Wissen um das Ich, das Gefühl, das Seelische überhaupt stellt eine besondere Form des Wissens dar, die dem Wissen um die Dinge der äußeren Welt unvergleichbar ist. Dieses Wissen ist in seiner Darstellungsform metaphorisch“ (Bittner 2003b, 89). Metaphorisch in dem Sinne, dass Menschen, wenn sie sich mitteilen, ihre Ich-Zustände fortwährend in Gesten, in Worten und Bildern ausdrücken. Dies geschieht, weil die innersten Vorgänge so schwer zu fassen sind und der Mensch deshalb dazu neigt, einen Vergleich mit äußeren Vorgängen zu veranschaulichen (ebd., 91). Diese „Metaphern bezeichnen nicht etwas, was unabhängig von ihnen da ist; sie sind selber Teil des Lebensvorgangs, den sie verbildlichen“ (ebd.). Dies bedeutet, dass das Ich sich auch in Metaphern ausdrückt und jenen in der Interpretation und Deutung deshalb großer Stellenwert zukommt, da sie einen Eingang zu den „inneren Vorgängen“ markieren. Wie gesagt, einen Eingang und nicht die Öffnung – dazu braucht es nach Bittner immer noch das Wissen um das Unbewusste: „Die wirklichen Gründe unseres Tuns, [...], sind der bewussten Wahrnehmung und der sprachlichen Mitteilbarkeit vielfach entzogen. Eine sprachliche Verständigung über das, was unsprachlich ist an den Gründen unseres Handelns, ist nicht in Sicht, ist vielleicht sogar prinzipiell unmöglich“ (Bittner 2007, 64).

Dies bringt uns wieder zurück an den Anfang.

Durch sprachliche Mitteilungen, wie sie in der Biographieforschung analysiert werden, gelangt man ebenfalls nicht zum Ich-Kern. Es lassen sich allerdings die einzelnen Ich-Facetten daraus deuten und interpretieren. Das Unbewusste, das Grund-Ich, das die je eigene Geschichte mit erzählt, sie wahrscheinlich sogar leitet, wird sich stets der bewussten Wahrnehmung entziehen. „Das Ich, [...], ist in seinem Kernbestand ein Gefühl: mich gibt's, ich bin da“ (Bittner 2003b, 88f.). Dieses Ich-Gefühl ist nichts Festes, es ist keine klare und sprachlich formulierbare Kognition, wie es die Philosophen und Kognitionspsychologen gerne hätten (Bittner 2011, 59). Es ist vielmehr fluktuierend, multipel, lebendig wie Gefühle eben sind. Aus diesem Grund kann ein versprachlichter Lebenslauf nur unter einem einzigen Gesichtspunkt verstanden werden, jenem der Individualität – „der Erfahrungstatsache, dass jeder Mensch einmalig ist, sich von anderen Menschen unterscheidet“ (Bittner 2011, 7f.).

Individualisation oder Individuation ist in der aktuellen Pädagogik und Psychoanalyse ein gängiger Begriff und wird häufig im Kontext von Bildungsaufträgen verwendet. Demgemäß mag es einleuchten, dass sich auch Bittner diesen Begriff genauer ansieht, so geschehen in seinem 2011 herausgegebenen Buch „Das Leben bildet. Biographie, Individualität und die Bildung des Proto-Subjekts“.

Darin setzt er sich, wie der Titel erahnen lässt, mit dem Zusammenhang von individuellem Leben und Bildung auseinander. Dieser Gedanke ist, wie aus der vorangegangenen texthermeneutischen Erarbeitung herauszulesen ist, nicht neu.

Bittner vertrat immer schon die These, dass das Leben selbst den eigentlichen Bildungsbegriff markiert. 1996 definierte er in diesem Kontext seine Vorstellung von Bildung: „Bildung – das ist der Gang meines Lebens, meiner persönlichen Biographie, unter dem Gesichtspunkt betrachtet, was ich aus meinem Leben gemacht habe bzw. was mein Leben aus mir gemacht hat“ (Bittner 1996b, 63f.). Bildung, so könnte man plakativ formulieren, ist der je individuelle Lebenslauf und was ein Individuum zu einem Bestandteil seiner selbst macht, indem es darüber nachdenkt (Henningsen 1981, 93). Oder um es wie Bittner mit Jung auszudrücken: „Die Erfahrung des ‚ich bin‘ als die eines Zurück-Verwiesen- und Zurück-Geworfen-Seins des Subjekts auf sich selbst (Jung zit. n. Bittner 2011, 9) markiert den Prozess der Individualisierung, formt die Biographie und somit den eigenen Bildungsprozess“ (Bittner 2011, 9).

Im Mittelpunkt aller Annahmen über Individuation, Bildung und Biographie steht immer noch das Ich, das „ich bin“, das lebt, sich bildet, sich entwickelt. Nun gehen die Vorstellungen über das Ich, wie aufgezeigt werden konnte, in der Wissenschaft recht weit auseinander. Auch im Kontext des Bildungsbegriffes, der Individualisierung und der Biographie ist die gängige Auffassung des Ich-Begriffes eine, der Bittner nicht zustimmen kann: „Fragt man heute einen Wissenschaftler ‚Wer oder was ist eigentlich ‚ich‘?‘ wird er vermutlich antworten: Es ist das Bewusstsein, das wir von uns selber haben“ (Bittner 2011, 144; Hervorh. i. Orig.). Die Gleichsetzung von Ich und Bewusstsein, so Bittner, hat die heutige Neurowissenschaft zu verantworten und dank ihr entwickelt sich nun eine Dämonisierung der unbewussten bzw. nichtbewussten Lebensvorgänge (ebd., 57f.). Das kann Bittner nicht so hinnehmen (erinnert man sich an seine Vorstellungen des unbewussten Ich, das alle Lebensprozesse mit beeinflusst), weshalb er sich in seinem Buch der Frage widmet: „Welches sind die Prozesse unterhalb der Schwelle von Bewusstheit und Reflexivität, in denen sich ein Lebensverlauf gestaltet“ (Bittner 2001, 12)?

Inhärent enthalten ist hier auch die Frage nach dem Subjekt als Urheber jener Prozesse.

Die Antworten auf diese Fragen versucht Bittner zuerst in der Neurowissenschaft zu finden. Das mag nach oben getätigter Aussage merkwürdig erscheinen, jedoch ist es nur sinnvoll, zuerst dort nachzusehen, wo sich das Problem entwickelt hat. Die Neurowissenschaft hatte im vergangenen Jahrhundert eine eher hierarchische Vorstellung vom Gehirn: „Über all den Lebensvorgängen thront der Cortex, die Hirnrinde, als der Sitz des Bewusstseins“ (ebd.). Diese Annahme könnte dazu geführt haben, dass das Ich mit dem Bewusstsein gleichgesetzt wird – wenn der Cortex alle Vorgänge menschlichen Lebens steuert und die Inhalte, die dort verarbeitet werden, laut Neurowissenschaft bewusst sind, ist es wenig verwunderlich, dass diese Vorstellung stillschweigend übernommen wurde. Jedoch, und das ist der springende Punkt, lag die Neurowissenschaft mit ihren Annahmen nicht immer richtig. Die Erforschung des Gehirns hat in den letzten 100 Jahren eine erstaunliche Entwicklung genommen. Heute weiß man, dass das Gehirn ein multizentrisches ist,

„das Systeme unterscheidet, die in unterschiedlichen Hirnarealen angesiedelt sind, das vor allem eine fundamentale Zweiheit von corticalen und limbischen Verarbeitungen postuliert und das letztendlich darauf verweist, dass das Funktionieren eines reifen Gehirns von mannigfachen Umwelteinflüssen in der Kindheits- und späteren Entwicklung mitbestimmt ist“ (Markowitsch, Welzer, 2005 zit. n. Bittner 2011, 12).

Diese neue Betrachtung des menschlichen Gehirns als ein multizentrisches Gefüge veranlasst auch Bittner dazu, seine Vorstellungen zu überdenken. So schreibt er:

„Was ich früher das Grund-Ich genannt habe, bezeichne ich jetzt unter dem Eindruck dieser mich faszinierenden Einsichten in die Multizentrität des Gehirns als *Proto-Subjekt* oder auch, verkürzt und mit etwas schlechtem Gewissen, als *limbisches Subjekt*. Die alte Bezeichnung war vielfach in einem statischen Sinn missverstanden worden, als sei hier so etwas gemeint wie ein ‚letzter Ur-Grund‘ des Menschen oder ein unzerstörbarer ‚Wesenskern‘, begabt mit überlegenem Wissen und tieferer Weisheit“ (Bitter 2011, 14).

Dieses Zitat markiert eine Veränderung in Bittners Terminologie. Nach all den Bemühungen, sein Grund-Ich darzustellen, kann nicht der einzige Grund einer Um- bzw. Neuformulierung des Begriffes darin liegen, dass er sich missverstanden gefühlt hat. Eher denkbar wäre eine Erweiterung seiner Gedanken über das Grund-Ich, die dazu geführt hat, dass er es nicht mehr so nennen möchte. Ein zentraler Gedanke, der auch in der Formulierung des „limbischen Subjekts“ (ebd.) zu erahnen ist, könnte die Weiterentwicklung der Neurowissenschaft sein.

Das limbische System des Gehirns ist „eine Ansammlung von Kernen ([...]) und phylogenetisch alten oder sehr ursprünglichen Strukturen ([...]), zuständig für die Bewertung von Reizen und anderen grundlegenden Prozessen der Orientierung und Positionierung des Subjekts in der Welt“ (Markowitsch, Welzer 2005 zit. n. Bittner 2011, 14). Das limbische System setzt sich aus verschiedenen Teilsystemen zusammen, eines davon nennt sich Amygdala. Sie wird sensorischen Informationen relativ ungeschützt „ausgeliefert und entwickelt [...] eine Strategie der Ja-Nein-Schaltung des Abwehrens als feindlich und des Annehmens als freundlich“ (Linke 2003/2005 zit. n. Bittner 2011, 61). Im Teilsystem der Amygdala wird aufgrund vorangegangener Erfahrungen die erste Bewertung vorgenommen, ob etwas gut oder schlecht für uns ist. Ihre Entscheidung ist das Ergebnis biographischer Lernprozesse (Bittner 2011, 61). So bezeichnet Bittner den Bereich der Amygdala als Proto-System der Bewertungen – oder sagen wir besser: ein Proto-Selbst, das Bewertungen vornimmt. Erst durch dessen Vorprüfung werden die Informationen an die Großhirnrinde weitergeleitet (Bittner 2011, 61).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass im limbischen Teilsystem Amygdala die ersten Entscheidungen und Bewertungen stattfinden, die sich an dem bisherigen biographischen Lernprozess orientieren. Das heißt, alles, was einem Subjekt in seinem Leben widerfahren ist, hat Anteil an der Entscheidung, die die Amygdala zu treffen hat. Nun stellt sich die Frage für den Psychoanalytiker, Psychologen, Psychotherapeuten, Pädagogen, Biographieforscher und all jene, die mit der Entwicklung des Menschen zu tun haben: Was waren diese biographischen Lernprozesse, die zur Bildung des Proto-Selbst (Bittner 2011) beigetragen haben?

Es wäre einfach zu glauben, dass es ausreichen würde, einen Menschen danach zu fragen, weil, wie oben aufgezeigt, ist Ich (zu sagen) nicht gleich Bewusstsein – es schwingen beliebig viele unbewusste Inhalte mit. Der Grund liegt laut Bittner darin, „dass dieses Proto-Selbst in einem psychischen Bereich angesiedelt ist, der sich der Wortsprache immer wieder entzieht und der sich einer Bild- und Metaphernsprache eher erschließt“ (Bittner 2011, 145). So schließt sich der Kreis. Die Erschließung von Metaphern war Bittner schon 2001 ein großes Anliegen in Bezug auf die Entschlüsselung der menschlichen Biographie, die gleichzeitig ihren Bildungsprozess markiert.

Bevor die textthermeneutische Erarbeitung zum Abschluss gelangt, soll die Frage beantwortet werden, warum von Proto-Subjekt und Proto-Selbst die Rede ist und ob diese Begriffe das Gleiche meinen oder etwas anderes.

Die Antwort darauf hat Bittner schon in den 90er Jahren gegeben: „Ich verwende die Begriffe Selbst, Individuum, Subjekt und Person nahezu äquivalent“ (Bittner 1996b, 73). Beide Begriffe bezeichnen damit dasselbe.

Die nächste Frage, die sich aufdrängt, ist, warum er plötzlich den Begriff Selbst verwendet und sein Proto-Subjekt nicht zum Beispiel Proto-Ich genannt hat. Darauf gibt Bittner Bezug nehmend auf Jung und Winnicott folgende Antwort:

„Jung war wohl der erste [...]: Ich und Selbst als zwei darzustellen, die erst zusammen das Individuum ausmachen – die Lebensgeschichte sodann als die ‚Geschichte einer Selbstverwirklichung des Unbewussten‘, d.h. des tieferen Selbst. Was Jung das Selbst nannte, bezeichne ich hier als Proto-Selbst, um die seit Jungs Zeiten reichlich inflationierte und konturlos gewordene Verwendung des Selbst-Begriffs zu umgehen. Zugleich rücke ich durch die Einführung dieses neuen Begriffs auch ein Stück von Jung ab, da mir Winnicotts Kritik einleuchtet, das ‚Zentrum des Selbst‘ sei ein ziemlich nutzloses Konzept: ‚Wichtiger ist es, zu den Grundkräften durchzudringen, aus denen heraus ein Individuum lebt‘“ (Bittner 2011, 144f.).

So bleibt nur zu erwähnen, dass Bittner sich nicht mehr mit dem Kampf der Begriffe beschäftigt, sondern das verfolgt, was er im Verlauf vieler Jahre mit dem mehr oder minder schwer behafteten Begriff Ich versucht hat: das Durchdringen zu den Grundkräften des Menschen.

Mit diesem Zitat soll die textanalytische Bearbeitung der Publikationen Bittners abgeschlossen werden, um zuletzt die Ergebnisse der untersuchten Wirkungsdekaden im Hinblick auf die Fragestellung zu diskutieren.

4.5.1 Resümee

Aus den Publikationen der Jahre 2001-2011 ist abzulesen, dass in der psychoanalytischen Theorie der Trend eher wieder hin zum Subjekt geht, und so hält Bittner 2001 fest, dass die Entwicklung der Psychoanalyse ihren Weg vom Ich als einer metapsychologischen Konstruktion hin zu Begriffen wie Selbst und Identität nahm. Das brachte für Bittner eine erfreuliche Wendung mit sich, nämlich die Thematisierung des Ich-Erlebens mit seiner Entwicklung im biographischen Kontinuum (Bittner 2001, 70f.).

Der Selbstkonzeptforschung und den neuen Identitätskonzepten kann er allerdings wenig abgewinnen und erinnert die psychoanalytische Theorie daran, dass ein sehr großer Anteil der menschlichen Psyche im Unbewussten liegt und sich nicht so einfach finden lässt. Es erfordert mehr Bemühen, um den Ich-Kern eines Menschen ausfindig zu machen, als die reine Selbstthematisierung in einer Erzählung.

Das Ich hat nach Bittner „unscharfe Ränder und Begrenzungen“ (Bittner 2001, 92), es bringt sich permanent hervor, indem es von sich selbst redet, mal entwirft es sich in diese, mal in die andere Richtung und manchmal auch in mehrere Richtungen gleichzeitig, wodurch das Phänomen der Multi-Egoität entsteht (ebd.). Das Ich ist für ihn „in seinem Kernbestand ein Gefühl“ (Bittner 2003b, 88ff) und nicht so einfach zu fassen. Und noch weniger leicht sei es laut Bittner, dieses Gefühl zu versprachlichen.

Damit stellt er klar, dass eben nicht nur von einem Ich die Rede sein kann, dass es nicht nur die eine Seite an einem Menschen gibt, auch wenn jemand das in einer Erzählung über sich selbst so darstellen würde. Die unbewussten Ich-Anteile gestalten die eigene Geschichte immer mit (ebd.,100). Wie die unbewussten Ich-Anteile entschlüsselt werden können bleibt zum Teil offen und Bittner hält fest, „die wirklichen Gründe unseres Tuns, [...], sind der bewussten Wahrnehmung und der sprachlichen Mitteilbarkeit vielfach entzogen. Eine sprachliche Verständigung über das, was unsprachlich ist an den Gründen unseres Handelns, ist nicht in Sicht, ist vielleicht sogar prinzipiell unmöglich“ (Bittner 2007, 64). Daraus lässt sich folgern, dass auch in der psychoanalytischen Situation, wo ein Mensch versucht, das Unsagbare zu versprachlichen, es ihm mit großer Wahrscheinlichkeit nicht gelingen wird. Aus diesem Grund braucht es ein Gegenüber, sei es der Psychoanalytiker, der Pädagoge oder auch eine andere Bezugsperson, der die Inhalte von etwas Gesagtem deutet, interpretiert. Interpretation, Auslegung und Deutung sind die wesentlichen Inhalte mit denen die Hermeneutik arbeitet.

Aus diesem Grund ist es nicht verwunderlich, dass Bittner sich in diesen Jahren auch für eine Menschen-Hermeneutik in der Psychoanalyse und der Pädagogik ausspricht: „Psychoanalyse in der Pädagogik ist Hermeneutik des Educanden-Subjekts im familiären und gesellschaftlichen Kontext, Auslegung seiner Werde-Möglichkeiten und Werde-Hemmungen, gerade auch unbewusster Art“ (Bittner 2003a, 152). Damit beantwortet er auch die Frage, warum die Pädagogik die Psychoanalyse braucht: um die Perspektive des Subjekts wieder zu gewinnen (2003b, 152), sie verstehen zu lernen (im hermeneutischen Sinn), um mit den erhaltenen Erkenntnissen förderlich auf die Entwicklung einwirken zu können. Des Weiteren beschäftigt sich Bittner in diesen Jahren sehr stark mit den aktuellen Erkenntnissen aus der Neurowissenschaft, welche ihn dazu veranlassen, die Annahme über die Multiplizität des Ich weiter auszubauen. Dies hat auch für seine Terminologie Folgen. So wird das, was er früher als Grund-Ich bezeichnet hat, nun Proto-Subjekt, Proto-Selbst oder limbisches Subjekt genannt (Bittner 2011, 14).

Der Grund dafür liegt, wie letzt genanntes schon erahnen lässt, im limbischen System, dessen Funktionen für Bittners Theorien über das Unbewusste und die Vielfalt von Ich-Facetten einen wertvollen Beitrag liefern, indem sie diese auf neurowissenschaftlicher Grundlage bestätigen. Warum nun die neuen Begriffe verwendet werden und wieso es den Anschein hat, als wäre für Bittner die Abgrenzung des Ich-Begriffs vom Selbst-Begriff nicht mehr so wichtig, erörtert er mit folgender Aussage: „Wichtiger ist es, zu den Grundkräften durchzudringen, aus denen heraus ein Individuum lebt“ (Bittner 2011, 144f.) und nicht mehr, so füge ich hinzu, sich dem unendlichen Kampf der tausend Bedeutungen von Begriffen in der Psychoanalyse hinzugeben.

Bezugnehmend auf die leitende Fragestellung der Arbeit kann festgehalten werden, dass die in den letzten 40 Jahren vertretene Abgrenzung von Ich- und Selbst-Begriff nun nicht mehr allzu wichtig für Bittners Theorie erscheint, es ihm nun vielmehr um die Frage geht, aus welchen Grundkräften heraus ein Mensch lebt. Auch im Bezug auf die Pädagogik verwendet er nun vielmehr Begriffe wie Individuum und Subjekt, vor allem wenn er davon spricht, was die Psychoanalyse der Pädagogik bringen kann. Es scheint, als habe er sich dem Kampf ergeben was nun das Größere im Menschen ist, das Ich oder das Selbst. Bittner sucht nun den Weg zum Ursprung der menschlichen Kraft, ohne begriffsdefinitorische Abgrenzungen einzufordern und ohne neue Theorien über Begriffe anzuzetteln. Dieses unverhoffte Ende der texthermeneutischen Analyse hinterlässt Neugier und Spannung auf das, was Bittner als nächstes Schreiben wird.

Damit bleibt noch die letzte Thesenüberprüfung und -erstellung offen, die nun im Folgenden geschehen soll:

ad a)

These a) wird auch im Folgenden bestehen bleiben. Wenngleich sich nun einige Begriffsvermischungen eingestellt haben, kann nicht davon abgesehen werden, wie stark Bittner Kohuts Theorien immer wieder kritisiert und sich gegen eine Übernahme seines Selbst-Begriffes sträubt.

ad b)

Im Bezug auf die Annahme, dass Bittner das Ich als Vielheit denkt, kann These b) mit dem erarbeiteten Material aus den Jahren 2001-2011 bestätigt werden.

ad c)

Durch die neue Einführung der Begriffe Proto-Subjekt, Proto-Selbst und limbisches Subjekt kann These c) in ihrer Terminologie nicht mehr angeführt werden, obwohl immer noch die Annahme über eine multiple Anzahl von Ich-Facetten besteht. Aus diesem Grund wird diese These umformuliert und an die neuen Begriffe angepasst werden.

ad d)

Da die Ich-Spaltung in der zuletzt analysierten Dekade nicht als Thema auffindbar war, wird diese These weder verifiziert noch falsifiziert, allerdings aufgrund mangelnder Wichtigkeit nicht weiter angeführt werden.

ad e)

Die in These e) angeführte Aussage über die Pädagogik und die Psychoanalyse als hermeneutische Wissenschaft, konnte bestätigt werden und wird somit weiterhin als These bestehen bleiben.

Unter Berücksichtigung der Thesen von Publikationen Günther Bittners aus 40 Jahren können nun folgende Thesen aufgestellt werden:

- a) Ein erweitertes Ich-Verständnis ist für das Erforschen des Subjekts fruchtbarer als die unreflektierte Übernahme des Kohut'schen Selbst-Begriffs.*
- b) Das Ich stellt für Bittner keine kompakte Einheit dar und wird als Vielheit gedacht.*
- c) Bittner spricht ab 2011 von Proto-Subjekt, Proto-Selbst, limbischen Selbst in Anlehnung an die wissenschaftlichen Erkenntnisse der Neurowissenschaft, die ebenso wie er von einer Multizentrität des Gehirns ausgeht.*
- d) Bittner ist für eine Menschen-Hermeneutik in den Disziplinen Psychoanalyse und Pädagogik.*
- e) Das Ich ist laut Bittner in seinem Kernbestand ein Gefühl, das über weite Strecken unbewusst ist, und nicht das Bewusstsein, das wir über uns selbst haben.*
- f) Die Autobiographische Erzählung eignet sich als Werkzeug, um in die Welt der multiplen Iche einzutauchen.*

5. Conclusio

Die in diesem Kapitel angestrebte Zusammenschau der Ergebnisse, die durch die hermeneutische Erarbeitung erlangt wurden, wird im Vergleich zu den vorigen Kapiteln etwas kürzer ausfallen. Dies kann damit begründet werden, dass im Anschluss an jedes Kapitel dieser Diplomarbeit ein Resümee erarbeitet wurde, in dem die wichtigsten Erkenntnisse und Entwicklungen ausführlich dargestellt wurden.

Bezugnehmend auf die Ausgangsannahmen, die in Kapitel 1.1 angeführt wurden lässt sich Folgendes festhalten:

Die Begriffe Ich und Selbst werden in der psychoanalytischen Literatur uneinheitlich verwendet.

Da diese Diplomarbeit aus der Intention entstanden ist, ein hohes Maß an Klarheit in die Theorien über die Begriffe Ich und Selbst, wie sie bei Bittner verwendet werden, zu erlangen war schon zu Beginn klar, dass die Begriffsverwendung in der psychoanalytischen Literatur relativ uneinheitlich passiert. Unter anderem wurde aus diesem Grund Bittner als exemplarischer Autor herangezogen, da er zum einen psychoanalytische Theorien mit der Pädagogik verbinden zu sucht und zum anderen zumindest für sich ausdrückt, was er unter dem Begriff Ich und Selbst versteht.

Durch den historischen Theorieabriss in Kapitel 2 konnte aufgezeigt werden, dass es innerhalb der Psychoanalyse verschiedene Strömungen bzw. Praxen (wie zum Beispiel die Ich-Psychologie und Selbst-Psychologie) gegeben hat, die sich immer wieder mit den Begriffen und zugehörigen Theorien über das Ich und das Selbst auseinandergesetzt haben. Durch die in Kapitel 3 erfolgte Darstellung einiger Theorien und Konzepte betreffend den Ich und Selbst Begriff konnte aufgezeigt werden, dass es nach wie vor keine einheitliche Definition oder Begriffsbestimmung innerhalb der psychoanalytischen Literatur gibt – also Uneinheitlichkeit vorliegt. Die Begriffe Ich und Selbst und ihre jeweilige Konzeption werden zwar innerhalb ihrer jeweiligen Strömung, eben Ich-Psychologie, Selbst-Psychologie, etc., relativ einheitlich verwendet, es gibt in der psychoanalytischen Literatur jedoch keine generelle, allumfassende Vorstellung, was genau unter den Begriffen Ich und Selbst zu verstehen ist.

Die Begriffe Ich und Selbst sind nicht eindeutig voneinander abgrenzbar.

Diesbezüglich lässt sich festhalten, dass diese Annahme, Bittners Gedanken folgend, fast bis gegen Ende der texthermeneutischen Analyse falsifiziert werden hätte können. Bittner hat in seinen Publikationen immer wieder auf den Unterschied seiner Theorien über das Ich gegenüber der Theorien über das Selbst aufmerksam gemacht. Seine Bemühungen waren immer geleitet von einer Differenzierung und Abgrenzung des Ich Begriffs vom, seiner Meinung nach, viel zu inflationären und unreflektierten Gebrauch des Selbst-Begriffs (Bittner 1981, 12). Dennoch kann nicht davon abgesehen werden, dass Bittner in seinem 2011 erschienen Buch „Das Leben bildet. Biographie, Individualität und die Bildung des Proto-Subjekts“ unter Bezugnahme auf Carl Gustav Jung, auch das Selbst in seine Theorie über den Mensch aufnimmt – wenn auch in abgewandelter Form. In diesem Buch schreibt er: „Was Jung das Selbst nannte, bezeichne ich hier als Proto-Selbst, um die seit Jungs Zeiten reichlich inflationäre und konturlos gewordene Verwendung des Selbst Begriffs zu umgehen“ (Bittner 2011, 144).

Das bedeutet, dass er zwar immer noch die Theorien über das Ich und Selbst abgrenzt, allerdings nur seine Ansichtsweise gegenüber jener anderer Theoretiker. Der Selbst-Begriff ist aber ab sofort in seinen Theorien zu finden und auch die Grenze zu seinem Ich-Begriff ist nun nicht mehr so klar gezogen wie zuvor.

Also kann die These in Hinblick auf die aktuelle Theorie Bittners verifiziert werden.

Die Entwicklung eines Selbst kann nicht ohne die Entwicklung eines Ich vonstatten gehen.

Diese Annahme ist nicht ganz einfach zu verifizieren beziehungsweise falsifizieren.

In Hinblick auf Carl Gustav Jung könnte man davon ausgehen, dass diese Aussage stimmt. Nimmt man andere psychoanalytische Theorien über das Ich und das Selbst in den Blick, würde man die These einmal verneinen und ein anderes Mal bejahen können.

Der Fokus dieser Arbeit liegt allerdings auf den Schriften Bittners, und für ihn hatte das Ich bis 2011 nie das Ziel, zu einem Selbst zu werden. Das bedeutet, bis zu seiner Publikation von 2011 hätte man diese These eindeutig verneinen können, jedoch möchte ich noch einmal das oben angeführte Zitat hier wiedergeben: „Was Jung das Selbst nannte, bezeichne ich hier als Proto-Selbst, [...]“ (Bittner 2011, 144f.).

In Kapitel 2 wurde dargestellt, was Jung als das Selbst bezeichnet, nämlich „eine, dem bewussten Ich übergeordnete Größe, das nicht nur die bewussten, sondern auch die unbewussten Teile der Psyche umschließt und daher sozusagen die Persönlichkeit bildet“ (Jung 1964/1989, 196). Mit diesem Zitat kann zwar davon ausgegangen werden, dass sich in einer Person ein Ich und ein Selbst bildet – was aber zuerst da war und worauf dann aufgebaut wird, kann nicht beantwortet werden.

Das wurde allerdings in der getätigten Ausgangsvermutung auch nicht behauptet. Die gleichzeitige Entwicklung und das gleichzeitige Vorhandensein des Ich und des Selbst in der menschlichen Psyche ist allerdings in den Definitionen von Jung und Bittner bestätigt worden.

Das Ich und das Selbst werden als Teile einer Person angesehen.

Durch die vorangegangenen Überlegungen dürfte deutlich geworden sein, dass diese These verifiziert werden kann.

Nachdem nun die Ausgangsvermutungen aus Kapitel 1.1 überprüft wurden, beinhaltet das nächste Anliegen der Ergebnis-Zusammenschau die Beantwortung der Forschungsfrage(n). Zur Erinnerung werden diese hier noch einmal angeführt:

Welche Abgrenzung erfahren die Begriffe Ich und Selbst bei Günther Bittner und welche Bedeutung haben diese Begriffe in Bittners pädagogischer Theorie?

Welche Entwicklung erfahren die Begriffe Ich und Selbst bei Günther Bittner

Wie argumentiert Bittner die Unterschiede zwischen den Begriffen Ich und Selbst?

In welchem Verhältnis sieht Günther Bittner die Begriffe des Selbst und des Ich verortet?

Welchen Nutzen sieht Bittner in einem Verständnis der Begriffe Ich und Selbst für die Psychoanalytische Pädagogik?

Bezüglich der Abgrenzung der Begriffe kann trotz dem Einzug des Proto-Selbst (Bittner, 2011) in die Theorien Bittners Folgendes festgehalten werden:

Der Begriff Ich stellte für Bittner seit 1974 einen wesentlichen Dreh- und Angelpunkt seiner Theoriebildung dar.

Das Ich in seiner Komplexität zu sehen und es als Vielheit zu beschreiben, ohne damit auch nur jeglichen Zusammenhang zu diversen psychischen Krankheitsbildern herzustellen, war und wird auch immer ein zentrales Thema für Bittner darstellen. Es geht ihm nach wie vor darum, das Unbewusste des Subjekts als etwas permanent Mitschwingendes darzustellen und das Subjekt als Individuum mit je eigenem Leben in den Mittelpunkt seines Nachdenkens zu stellen. Sei es im Konzept über das Grund-Ich, der Multiplizität des Ich oder des Proto-Selbst, all diese Begriffe stellen für ihn den Mensch im Menschen dar, das Unbewusste, das ubiquitär das Leben mitformt, das Entscheidungen trifft, das den Kern all unserer Erlebnisniederschläge bezeichnet. Die Erforschung und Entschlüsselung des unbewussten Anteils unserer Psyche, des anderen in uns, der sich nicht ausschalten lässt und sich allzu gerne verbirgt, ja sogar unkenntlich macht, liegt im Interessensfokus Bittners. Er hat sich für die Beschreibung dafür in Anlehnung an Freud zunächst für den Begriff Grund-Ich entschieden, um Freuds Gedanken über das Ich weiterzudenken und Begriffe und Theorieansätze zu verwenden, die es in der Psychoanalyse bereits gibt und eben nicht wie zum Beispiel Kohut einen neuen Begriff in bestehende Theorien einzuführen.

Mit der Einführung der Theorie über das Proto-Selbst, das Proto-Subjekt oder das limbische Subjekt ist Bittner zwar in puncto Wortverwendung in das Fahrwasser seiner Kollegen gesprungen, er grenzt sich aber dennoch deutlich von den Theorien der Selbstpsychologen ab. Es ist nur die Neubezeichnung von etwas, das er über Jahre schon mit anderen Namen gekennzeichnet hat, wofür er missverstanden wurde und für dessen Bestätigung er auch immer wieder die Erkenntnisse aus der Neurowissenschaft hinzugezogen hat. Das bedeutet zusammenfassend, dass es zwar eine starke theoretische Abgrenzung der Begriffe Ich und Selbst bei Bittner gibt, diese jedoch jetzt und aktuell linguistisch für Bittner nicht mehr von größter Bedeutung ist. Im Zentrum seiner Überlegungen steht nach wie vor das Subjekt als Individuum, das lebt, handelt und leidet.

Diese Aussage soll an einem Zitat Bittners festgemacht werden und zugleich kann damit auch die Frage beantwortet werden, wie die Begriffe bei ihm verortet sind: „Zugleich rücke ich durch die Einführung dieses neuen Begriffs (Proto-Selbst, Anm. HB) auch ein Stück von Jung ab, da mir Winnicotts Kritik einleuchtet, das 'Zentrum des Selbst' sei ein ziemlich nutzloses Konzept: 'Wichtiger ist es zu den Grundkräften durchzudringen, aus denen heraus ein Individuum lebt'“ (Bittner 2011, 145).

Mit diesem Zitat dürfte deutlich geworden sein, was Bittner aktuell beschäftigt. Es ist nicht mehr die mühsame Abgrenzung der Theorien über das Ich und das Selbst, die seinen Interessensfokus darstellen, sondern eher der Weg weg von den viel zu sehr mit Bedeutung und Theorien versehrten Begriffen Ich und Selbst hin zur für ihn wirklich wichtigen Frage: Was sind die Grundkräfte, die der Mensch braucht, um sein Leben zu leben?

Damit ist auch ein wichtiger Punkt in dieser Arbeit markiert, nämlich jener, der einen Ausblick in die Zukunft erlaubt und in diesem Zusammenhang soll auch noch die oben angeführte Frage beantwortet werden: Welchen Nutzen sieht Bittner in einem Verständnis der Begriffe Ich und Selbst für die Psychoanalytische Pädagogik bzw. die pädagogische Theorie und Praxis.

In der Conclusio wurde unter Bezugnahme auf die Resümees aus den vergangenen Kapiteln zum Einen eine Zusammenschau der Ergebnisse angeführt und zum Anderen konnte dargestellt werden, was aktuell im Zentrum der Bittnerschen Theorien steht.

Dies erlaubt einen Ausblick in die nahe oder ferne Zukunft, da davon ausgegangen werden kann, dass Günther Bittner seine Überlegungen über den Menschen als Subjekt noch nicht abgeschlossen hat. Die Frage nach den Grundkräften, aus denen heraus ein Mensch sein Leben lebt (Bittner 2011, 145) wird er ferner, in gewohnter Manier unter Bezugnahme des eigenen Lebens, der Psychoanalyse, der Psychoanalytischen Pädagogik und der Pädagogik, zu beantworten versuchen. Es ist fast schade, dass diese Überlegungen noch nicht in publizierter Form vorliegen, da sie mit Sicherheit einen weiteren interessanten Aspekt in der Theoriebildung Bittners markiert hätten. Für den Moment bleibt jedenfalls festzuhalten, dass Bittners Überlegungen für alle oben genannten Disziplinen einen wertvollen Beitrag liefern können.

So soll nun auch in diesem Kapitel die Frage beantwortet werden, welchen Nutzen Bittner in einem Verständnis der Begriffe Ich und Selbst für die Psychoanalytische Pädagogik bzw. die Pädagogische Theorie und Praxis sieht?

Meiner Ansicht nach sind Bittner die Begriffe an sich nur bedingt wichtig, um zu veranschaulichen, was er als fehlend in diesen Disziplinen erachtet. Die Forschungslücke, die der Ausgangspunkt für diese Arbeit war – ein besseres Verständnis beider Begriffe auf Basis der wissenschaftlichen Arbeit von Günther Bittner – konnte durch diese Arbeit zwar geschlossen werden, es muss aber relativierend gesagt werden: das Ich ist und bleibt ein Rätsel.

Auch wenn nun dargestellt werden konnte, wie sich die Begriffe Ich und Selbst über die Jahrhunderte hinweg entwickelt haben und wie diese sich in den Theorien Bittners darstellen, von Einheitlichkeit und oder Klarheit kann nach wie vor nicht gesprochen werden. Interessanter sind dahingehend eher die Erträge für die Pädagogik, die aus den Schriften Bittners gewonnen wurden. Die Pädagogik hinkt für Bittner vor allem in den Überlegungen zum Subjekt hinterher, da sie im letzten Jahrhundert vermehrt den Fokus auf institutionelle Vorgaben gelegt hat. Diesen Umstand zu ändern liegt im Interesse Bittners. Er möchte der Pädagogik das Subjekt mit seinem individuellen Leben wieder in den Blick rücken und sie dahingehend ermutigen, dass nicht die Inhalte, die die Pädagogik zu vermitteln versucht, die größte Wertigkeit haben, sondern dass das Leben selbst ein immer fortschreitender Bildungsprozess ist, den es zu fördern gilt. Das bedeutet, der Nutzen in einem Verständnis über die Begriffe Ich und Selbst liegt zu allererst darin, dass man ein Wissen über den Menschen als Subjekt, als Individuum mit seiner je eigenen Lebensgeschichte erlangt. In weiterer Folge ist dieses Wissen förderlich für die Psychoanalytische Pädagogik und die Pädagogik an sich, da sich dadurch die Perspektive wieder auf das Subjekt richtet, das immer noch das zentrale Handlungsfeld dieser Disziplinen bildet. Es zu verstehen, im Sinne Bittners „Menschen-Hermeneutik“ (Bittner 2005, 9), ist die eigentliche und zentrale Aufgabe der Psychologie, der Psychoanalytischen Pädagogik und der Pädagogik. Bittner hat genannten Disziplinen aus diesem Grund ein Werkzeug in die Hand gegeben, mit dem sich zumindest ein Teil der Lebensgeschichte erschließen lässt und durch die Deutung derer man zum je Subjektiven und Individuellen in jedem Menschen durchdringen kann – die pädagogische Biographieforschung.

In diesem Sinne und abschließend für das Kapitels des Ausblicks soll mit einem Zitat Bittners noch einmal verdeutlicht werden, in welche Richtung die Disziplinen gehen sollen: „Eine Psychologie, eine Pädagogik [...], die Leben zum Thema hat – mein Leben, dein Leben, unser Leben“ (Bittner 1997, 282).

6. Literaturverzeichnis

- Bacal, H.A. und Newman, K.M. (1994): Objektbeziehungstheorien – Brücken zur Selbstpsychologie. Stuttgart-Bad: Problemata.
- Bittner, G. (1974): Das andere Ich. Rekonstruktionen zu Freud, München
- Bittner, G. (1976): Das „unbewusste Ich“ des Kindes im unterrichtlichen Lernprozeß. Psychoanalytische Anmerkungen zu H. Rumpf. Unterricht und Identität. In: Zeitschrift für Pädagogik (22).
- Bittner, G.. (1977): Tarnungen des Ich. Studien zu einer subjektorientierten Abwehrlehre, Stuttgart
- Bittner, G.. (1981) (Hrsg.): Selbstwerden des Kindes. Ein neues tiefenpsychologisches Konzept, Fellbach
- Bittner, G. (1982): DIE LEHRE VOM SELBST als Orientierungsrahmen in der Kinderanalyse. In: Sanders, H. (Hrsg.): Das gestörte Selbst. Kinder und Jugendlichenpsychotherapeuten über die Schulter geschaut. Fellbach 1982. S. 33-52
- Bittner, G./Ertle, Ch. (1985): Pädagogik und Psychoanalyse. Beiträge zur Geschichte, Theorie und Praxis einer interdisziplinären Kooperation. Würzburg.
- Bittner, G. (1988): Das Unbewusste - ein Mensch im Menschen? Würzburg.
- Bittner, G./Ertle, Ch. (1989): „Das Ich ist vor allem ein körperliches...“. Zum Selbstwerden des körperbehinderten Kindes. Würzburg.
- Bittner, G. (1992): Person oder „Psychischer Apparat“? Überlegungen zu einer paradigmatischen Neuorientierung der Psychoanalyse und psychoanalytischen Pädagogik. In: Fröhlich, Volker/Göppel Rolf (Hrsg.): Sehen, Einfühlen, Verstehen. Psychoanalytisch orientierte Zugänge zu pädagogischen Handlungsfeldern. Königshausen & Neumann, Würzburg, S. 10-31
- Bittner, G. (1992/1993): Ich bin, du bist, er (sie, es) ist... Über die linguistischen und psychologischen Bedingungen der Möglichkeit, ich zu sagen, nebst pädagogischen Folgerungen. In: Scheidewege, Jahresschrift für skeptisches Denken (22), Max-Himmelheber-Stiftung, Jahrgang 1992/93, S. 134-150.
- Bittner, G. (1994): Autobiographische Texte: pädagogische und psychoanalytische Interpretationsperspektiven, in: G. Bittner (Hrsg.): Biographien im Umbruch. Lebenslaufforschung und Vergleichende Erziehungswissenschaft, Würzburg.
- Bittner, G. (1995): Psychoanalyse im Wandel – oder: die Wandlungen eines

- Psychoanalytikers. In: Bell, Karin/Höfeld, Kurt (Hrsg.). (1995): Psychoanalyse im Wandel. Psychosozial Verlag, Giessen, S. 222-236)
- Bittner, G. (1996a): Problemkinder. Zur Psychoanalyse kindlicher und jugendlicher Verhaltensauffälligkeiten. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Zürich, 2. Auflage
- Bittner, G. (1996b): Kinder in die Welt, die Welt in die Kinder setzen. Eine Einführung in die pädagogische Aufgabe, Kohlhammer, Stuttgart, Berlin, Köln
- Bittner, G./Fröhlich, V. (Hrsg) (1997a): Lebens-Geschichten. Über das Autobiographische im pädagogischen Denken, Küsterdingen
- Bittner, G. (1997b): „Eine große Frage bin ich mir geworden...“ Über die Anfänge autobiographischer Selbstvergegenwärtigung in Augustinus „Bekenntnissen“. In: Bittner, Günther/Fröhlich, Volker (Hrsg.) (1997); Lebensgeschichten. Über das autobiographische im pädagogischen Denken. Die graue Edition, Zug/Schweiz, S. 43-77
- Bittner, G. (1997c): Autobiographisches in systematischer Absicht. Eine Rede an mich selbst mit 60 Jahren. In: Bittner, Günther/Fröhlich, Volker (Hrsg.) (1997); Lebensgeschichten. Über das autobiographische im pädagogischen Denken. Die graue Edition, Zug/Schweiz, S. 269-289
- Bittner, G. (1998): Metaphern des Unbewussten. Eine kritische Einführung in die Psychoanalyse, Stuttgart.
- Bittner, G. (2001): Der Erwachsene. Multiples Ich in multipler Welt. Stuttgart: Kohlhammer
- Bittner, G. (2003a): Psychoanalytische Pädagogik – heute? In: Rathmayr, B./Raiser, M. (Hrsg.) (2003): Zukunft Erziehungswissenschaft. Auffassungen und Neufassungen einer Disziplin im Umbruch, Strudia Verlag, Innsbruck, S. 145-161
- Bittner, G. (2003b): Metaphern des Ich. In: Fröhlich, V./Stenger, U. (Hrsg.) (2003): Das Unsichtbare sichtbar machen. Bildungsprozesse und Subjektgenese durch Bilder und Geschichten. Juventa Verlag, Weinheim und München, S. 87-103
- Bittner, G. (2005): „Es“ versteht. In: Bittner, G. (Hrsg.): Menschen verstehen. Wider die „Spinneweben dogmatischen Denkens“. Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg, S. 25-35
- Bittner, G. (2007): „Ich handelte wie ein Mensch, nicht wie ein Formalist.“ Einführende Überlegungen zu einer pädagogischen Handlungstheorie im Kontext aktueller handlungstheoretischer Diskurse. In: Bittner, G./Fröhlich, V. (Hrsg.): Ich handelte

- wie ein Mensch, nicht wie ein Formalist. Pädagogisches Handeln im Kontext aktueller Handlungsdiskurse. Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg, S.9-33
- Bittner, G./Dörr, M./Fröhlich, V./Göppel, R. (Hrsg.) (2010): Allgemeine Pädagogik und Psychoanalytische Pädagogik im Dialog. Schriftenreihe der DgFE-Kommission Psychoanalytische Pädagogik. Budrich. Opladen & Farmington Hills.
- Bittner, G. (2011): Das Leben Bildet. Biographie, Individualität und die Bildung des Proto-Subjekts. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG.
- Bollnow, O.-F. (1949): Das Verstehen. 3 Aufsätze zur Theorie der Geisteswissenschaften, Mainz.
- Datler, W. (2005): Bilden und Heilen. Auf dem Weg zu einer pädagogischen Theorie psychoanalytischer Praxis. 2. unveränderte Auflage. Wien: Empirie Verlag 2005
- Dilthey, W. (1894): Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. In: ders.: Gesammelte Schriften. Band 5. 7. Auflage. Göttingen. S.139-240
- Dilthey, W. (1900/1982): Die Entstehung der Hermeneutik. In: ders.: Gesammelte Schriften. Band 5. 7. Auflage. Göttingen. S. 317-338
- Eilts, H.-J. (1998): Narzißmus und Selbstpsychologie: Zur Entwicklung der psychoanalytischen Abwehrlehre. Tübingen: edition diskord.
- Fally, M. (1999): Ichhaftigkeit und Narzißmus. ÖAGP-Informationen 8. Jg., 1-12. <http://gestalttheory.net/gtp/biblio.html>. (Download 04.07.2010)
- Filipp, S.-H. (1979): Selbstkonzeptforschung. Probleme, Befunde, Perspektiven. Stuttgart
- Flitner, W. (1989): Das Selbstverständnis der Erziehungswissenschaft. Paderborn: Schoeningh.
- Freud, A. (1936): Das Ich und die Abwehrmechanismen. In: Die Schriften der Anna Freud, Bd. 1, München 1980
- Freud, S. (1914): Zur Einführung des Narzissmus. In: Gesamtwerk, Bd. X. Frankfurt, Fischer Verlag
- Freud, S. (1923): Das Ich und das Es. GW Bd. 13. Frankfurt am Main: Fischer.
- Freud, S. (1938): Abriss der Psychoanalyse. Gesammelte Werke: XVII, Frankfurt am Main.
- Freud, S. (2009): Abriss der Psychoanalyse. Einführende Darstellungen. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/Main
- Fröhlich, V./Göppel, R. (Hrsg.) (1992): Sehen, Einfühlen, Verstehen. Psychoanalytisch orientierte Zugänge zu pädagogischen Handlungsfeldern. Königshausen &

- Neumann, Würzburg.
- Fröhlich, V./Göppel, R. (Hrsg.) (1996): Paradoxien des Ich. Beiträge zu einer subjektorientierten Pädagogik – Festschrift für Günther Bittner zum 60. Geburtstag, Würzburg
- Fröhlich, V./Göppel, R. (Hrsg.) (1997): Lebensgeschichten. Über das autobiographische im pädagogischen Denken. Die graue Edition, Zug/Schweiz.
- Göppel, R. (1996): Wieviele bin ich? In: Fröhlich, V./Göppel, R. (Hrsg.): Paradoxien des ich. Beiträge zu einer subjektorientierten Pädagogik – Festschrift für Günther Bittner zum 60. Geburtstag. Königshausen & Neumann, Würzburg. S. 70-73
- Hartmann, H. (1939/1960): Ich-Psychologie und Anpassungsproblem. Songerdruck aus: „Psyche“, Eine Zeitschrift für psychologische und medizinische Menschenkunde, XIV. Jahrgang 19 Stuttgart: Klett
- Hartmann, H (1972): Die Grundlagen der Psychoanalyse. Stuttgart: Ernst Klett
- Heckhausen, H. (1989): Motivation und Handeln, Berlin u.a., Springer, Heidelberg
- Henningsen, J. (1981): Autobiographie und Erziehungswissenschaft. Fünf Studien, Essen
- Jacobi, J. (1940): Die Psychologie von C.G. Jung. Eine Einführung mit Illustrationen. Rascher Verlag Zürich.
- Jacobi, J. (1971): Die Psychologie von C.G. Jung. Eine Einführung in das Gesamtwerk, Frankfurt/M., 1978
- Jacobson, E. (1998): Das Selbst und die Welt der Objekte. 5. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Jung, C.G. (1930): Psychologische Typen. Rascher & Co, Zürich. 3. Auflage
- Jung, C.G. (1933): Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten. Zürich. Rascher.
- Jung, C.G. (1964/1981): Gesammelte Werke. Band 7. 3. Auflage. Zürich. Rascher
- Jung, C.G. (1963/1988): Gesammelte Werke. Band. 11. 5. Auflage. Zürich Rascher.
- Jung, C.G. (1972/1987): Gesammelte Werke. Band 12. Psychologie und Alchemie.
- Jung, C. G. (2001): Archetypen. Deutscher Taschenbuch Verlag, Frankfurt/Main
- Kernberg, O.F. (1978): Borderline-Störungen und pathologischer Narzißmus. Frankfurt/Main. Suhrkamp
- Kernberg, O.F. (1988): Innere Welt und äußere Realität. München: Verlag Internationale Psychoanalyse.
- Kohut, H. (1976): Narzissmus. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Kohut, H. (1979): Die Heilung des Selbst, Frankfurt/M.
- Koller, H-C. (2010): Grundbegriffe, Theorien und Methoden der Erziehungswissenschaft. Eine Einführung. 5. Auflage. Stuttgart. Kohlhammer GmbH Stuttgart.
- Klafki, W. (1971/2009): Hermeneutische Verfahren in der Erziehungswissenschaft. In: Christian Rittelmeyer & Michael Parametier: Einführung in die pädagogische Hermeneutik. 3. unveränderte Auflage, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt. S. 125-148
- Kris, E. (1979): Psychoanalytische Kinderpsychologie, 1. Auflage, Frankfurt/M. Suhrkamp
- Laplanche, J. / Pontalis, J.-B. (1972): Das Vokabular der Psychoanalyse, Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Lay, R. (1992): Vom Sinn des Lebens. München. Wirtschaftsverlag
- List, E. (2009): Psychoanalyse. Facultas Verlags- und Buchhandels AG
- Loch, W. (1979): Lebenslauf und Erziehung. Neue deutsche Schule Verlagsgesellschaft, Essen
- Loch, W./Pohlmann, U. (1977): Psychoanalyse – Heilmittel oder Forschungsmethode? In: P. Kutter (Hrsg.): Psychoanalyse im Wandel, Frankfurt/Main
- Marotzki, W. (1990): Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie. Biographietheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften. Weinheim: Beltz.
- Meyer-Drawe, L./Waldenfels, B. (1988): Das Kind als Fremder, in: Vierteljahresschrift für Wissenschaftliche Pädagogik (64), S. 271-287
- Muck, M.(1993): Psychoanalytisches Basiswissen. In: Muck, M./Trescher, H.-G. (Hrsg.). Grundlagen der Psychoanalytischen Pädagogik. Grünewald. Mainz. 1993. S. 13-62
- Müller, H.A. (1983): Ichpsychologie und Selbstkonzeptforschung. In: G. Bittner (Hrsg.): Personale Psychologie. Festschrift für Ludwig J. Pongratz. Göttingen u.a.
- Rittelmeyer, C., Parametier, M. (2007): Einführung in die pädagogische Hermeneutik. Mit einem Beitrag von Wolfgang Klafki. 3. unveränderte Auflage. Darmstadt
- Rombach, H. (1997): Strukturanthropologie: „Der menschliche Mensch“, Freiburg.
- Sesink, W. (2002): Vermittlungen des Selbst: Eine pädagogische Einführung in die psychoanalytische Entwicklungstheorie D.W. Winnicotts. Band 2. Münster: LIT Verlag
- Schottlaender (1959): Das Ich und seine Welt. Stuttgart: Klett
- Schulze, T. (2010): Zur Interpretation autobiographischer Texte in der

- erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: B. Friebertshäuser, A. Langer, A. Prengel (Hrsg.), Handbuch Qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. 3. Auflage. Weinheim und München: Juventa
- Strassberg, D. (1994): Überfluß und Mangel: Eine Lektüre der "Einführung in den Narzißmus", In: Schneider, Strassberg, Knellessen, Passett: Freud -Deutung. Tübingen. Edition Diskorb
- Tenorth, H.-E., Tippelt, R. (2007): Beltz Lexikon Pädagogik. Weinheim, Basel: Beltz
- Tiedemann, J. (2007): Die intersubjektive Struktur der Scham. Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades Doktor der Philosophie (Dr. phil.), 252-272. http://www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS_thesis_000000002943 . (Download 04.07.2010)
- Trescher H.-G. (1993): Handlungstheoretische Aspekte der Psychoanalytischen Pädagogik. In: Muck, M./Trescher, H.-G. (1993): Grundlagen der Psychoanalytischen Pädagogik. Grünwald: Mainz. 1993. S. 167-201
- Wiederkehr-Benz, K. (1982): Kohut im Überblick. Psyche 36: 1-16.
- WKPS - Wiener Kreis für Psychoanalyse und Selbstpsychologie (2012): Psychoanalytische Selbstpsychologie. ONLINE: URL: <http://www.selbstpsychologie.at/psychoanalytische-selbstpsychologie.html>
- Winnicott, D. W. (1974): Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Gießen: Psychosozial.
- Zimbardo, P.G./Gerrig, R.J. (2003): Psychologie. 7. Auflage. Springer. Berlin

6.1 Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Strukturmodell der Psyche von Sigmund Freud. http://neuropsychanalyse.files.wordpress.com/2008/09/freud_650.jpg (Download am 22.01.2012)
- Abb. 2: Jacobi, J. (1967): Die Psychologie von C. G. Jung. Eine Einführung in das Gesamtwerk. 5. Auflage. Rascher, Zürich. Seite 119.

I Abstract

Die vorliegende Diplomarbeit wurde im Schwerpunkt Psychoanalytische Pädagogik verfasst und beleuchtet die Genese der Begriffe des Ich und des Selbst in den Schriften Günther Bittners und deren Bedeutung für die pädagogische Theorie.

Die Begriffe Ich und Selbst sind in der psychoanalytischen Theorie allgegenwärtig – die Herausforderung lag darin, heraus zu arbeiten, inwiefern unterschiedliche Konzeptionen des Ich und Selbst auch in der Psychoanalytischen Pädagogik verankert sind, um so den Brückenschlag zur Bildungswissenschaft zu generieren. Die Autoren, die sich um eine klare Begriffsbestimmung bemühen, sind sehr zahlreich und überdies nicht primär der Bildungswissenschaft zuzuordnen. Unter den Bildungswissenschaftlern ist es Günther Bittner, der sich mit den Theorien zum Ich und Selbst eingehend auseinandersetzt. Die Uneindeutigkeit und Vielfältigkeit der Begriffsverwendungen zeigt sich unter anderem in der psychoanalytischen Theorieentwicklung zum Ich und Selbst. Beginnend mit der Ich-Psychologie, zu deren Vertretern unter anderem Heinz Hartmann, Sigmund und Anna Freud zählen, über die analytische Psychologie von Carl Gustav Jung und seinen Schülern, die von Heinz Kohut und weiteren Anhängern zur Selbstpsychologie weiterentwickelt wurde, in etwa zeitgleich zur Objektbeziehungstheorie, der sich Melanie Klein, Donald W. Winnicott und viele mehr verschrieben haben, bis hin zur Selbstkonzeptforschung in der Entwicklungspsychologie. Dadurch wird deutlich, dass sich durch die Diskussion der Begriffe zwar viele neue Disziplinen in der Psychoanalyse und Psychologie aufgetan haben, es jedoch immer noch kein einheitliches Verständnis über das Ich und das Selbst gibt, auch nicht innerhalb der Disziplinen. Die Begriffsvielfalt und die Entwicklung neuer Theorien zu jedem (neuen) zentralen Begriff kennt kein absehbares Ende. Dies bedeutet auch, dass es jedem (Wissenschaftler) obliegt, welcher Richtung, welchen Gedanken er sich anschließen möchte, um sein Verständnis über das Ich und das Selbst zu erweitern, zu reformieren und zu modulieren.

Zu erfahren, wie ein Mensch sein Leben lebt, welche Umstände oder Einwirkungen ihn zu dem gemacht haben, der er ist, welche Erfahrungen, Beziehungen und Kontakte seinem Charakter Form gegeben haben und letztendlich, wie er sich selbst sieht – all dies gehört zu den Interessen der Pädagogik und macht eine differenzierte Auseinandersetzung mit den Begriffen Ich und Selbst unerlässlich.

II Curriculum Vitae

Angaben zur Person

Name:	Helene Bachler
Geburtsdatum/-ort:	7.4.1986/9360 Friesach
Staatsbürgerschaft:	österr.

Schulische Ausbildung

1996 - 2000:	Bundesgymnasium St. Veit/Glan
2000 - 2005:	HLW St. Veit/Glan
Juni 2005:	Matura

Universitäre Ausbildung

seit 2005:	Universität Wien, Pädagogik
------------	-----------------------------